Am Völkerweg

KULTURHISTORISCHE ERZÄHLUNGEN
AUS LUXEMBURGS VERGANGENHEIT

VON

JOSEPH TOCKERT

Mit Initialen von Paul Kremer

BAND I

VERLAG VICTOR BUCK LUXEMBURG

Am Völkerweg

Kulturhistorische Erzählungen aus Luxemburgs Vergangenheit

von

JOSEPH TOCKERT

Mit Initialen von Paul Kremer

I. Band

Luxemburg 1945
Druck und Verlag der Hofbuchdruckerei Viktor Bück, G. m. b. H.

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten.
Copyright 1945 by Imprimerie de la Cour Victor Buck, S. à r. l.,
Luxembourg.

Auf der Vorzeitburg

STATT EINES VORWORTS

ICH schlenderte über die einsame Höhe, und als eine Gesellschaft zur Besichtigung der Vorzeitburg heranrückte, schloß ich mich ihr an.

Auf ragendem Felsen kamen wir zu einem mächtigen Abschnittswall aus Erde und Steinen. An der linken Seite ließ er einen Fahrweg offen. Der Rest des Plateaus war durch ihn abgeriegelt.

Der bewaldete Fels fiel steil zu drei Seiten ab. An der einen war sein Fuß von einem Bach, an der andern vom Flusse bespült. Espen, Birken und Kiefern, die Charakterbäume unseres ältesten Waldes, bestanden ihn.

« Erhalten ist sonst nichts », sagte der Führer, « man müßte denn tief graben. Ehe das geschehen ist, kann man das Zeitalter nicht bestimmen, in dem der Wall errichtet wurde. Die meisten dieser Art sind wohl aus der Keltenzeit ».

« Je nach den Jahrhunderten », ergriff jetzt Professor Weis, einer der Teilnehmer, das Wort, während man ein bißchen anhielt, um zu verschnaufen, « fühlte man das Leben als Totentanz, als große Narretei, als Prozessionsfest mit Führern in Brokatstoffen und gehorsam mitbetenden Teilnehmern oder als eine Zeit großer Zertrümmerungen. Wir haben's ja wieder in der letzten Art. Die Neolithiker, welche zuerst diese Zungenburgen bauten, fühlten das Dasein als reinen Existenzkampf einer kleinen Horde gegen eine

grausame, feindliche Umwelt. Sie hatten noch nicht das staatlich-religiöse Band, das von größeren Zentren Ausbildung und Parole erhält. Die Verknüpfung der Stammesgenossenschaft, welches einen König, einen Erbadel, eine streng gestufte Lebensgemeinschaft vorsieht, kam in seiner festen Form erst etwa tausend Jahre später, mit den Kelten, die auch das Eisen brachten, das Metall zur Herstellung von stärkeren Waffen und Geräten, als die der Steinzeit und des Bronzezeitalters gewesen waren. Aber unsere Neolithiker pflegten schon, als erste, den Ackerbau, legten feste Fluren an, züchteten die ersten Haustiere, gründeten die ersten Religionssysteme. Volksburgen und Herrenburgen schützten die Bevölkerung in Zeiten der Gefahr. Diese hauste, wie auch noch zweitausend Jahre später, im Sommer in Hütten, im Winter in vertieften Erdlöchern. Über sie herrschten Despotie und die tragische Notwendigkeit. Ihre Zufluchtsstätte für die Region seht ihr hier. Daß die Fluchtburgen, die Zungenburgen waren, wie diese, oder Gipfelburgen, später noch öfters benutzt wurden, sogar noch im Dreißigjährigen Krieg, ist ja bekannt.»

Man dankte dem Redner, und der Trupp ging weiter.

Ich war auf einmal allein auf weiter Heide, die Sonne mit mir, und ich blätterte in der Geschichte luxemburgischer Menschheit.

Luxemburg, im Oktober 1944.
Der Verfasser.

Abendgesellschaft im Jahre 53 v. Ch.

AS Großgehöft mit 600 Hörigen wurde mir von Cäsar letzten Sommer gegeben, als er bei seiner Rückkehr aus Germanien hier durchkam. Es ist aus dem Nachlaß Indutiomars», erklärte Cingetorix, der neuernannte Stammesfürst der Treverer, seinen Gästen.

Von der Terrasse des Landhauses, wo sie nach der Abendmahlzeit standen, konnte man, über das weite Plateau des jetzigen Titelbergs verstreut, eine stattliche Anzahl keltischer Baracken in Kuppelform sehen. Die meisten glichen großen Bienenkörben aus Stampferde oder Kleiberlehm, mit einer mannshohen Öffnung als Haustüre. Doch auch Wohngruben, die im Winter mit Dung bedeckt wurden, zogen sich am Rande des Berges hin.

Alle beglückwünschten den Vierzigjährigen, der, nach Römerart bartlos und kurzgeschoren, mit seinem bleichen, energischen Gesicht einem römischen Legaten glich, nur daß er gallische Kleidung trug. Als einziges Abzeichen seiner neuerworbenen Macht glänzte ein herrlicher Sardonyxsiegelring am Mittelfinger der rechten Hand. Er fuhr fort :

« Der Verstorbene, mein Schwiegervater, besaß etwa 10.000 Hörige auf seinen weiten Liegenschaften, die über das ganze Trevererland verstreut waren. Bei der Besetzung des Gebietes durch C. Attius Labienus wurde dies alles konfisziert und verfiel dem römischen

Staat. Bei derselben Gelegenheit wurden mir auch meine Güter zurückgegeben, die mir im Frühling vorigen Jahres geraubt worden waren, als die Volksversammlung sich gegen mich erklärte und die Acht über mich aussprach. Und hier im heiligen Wald — was ihr vielleicht noch nicht wißt — habe ich als Geächteter gehaust, bis der Sturm vorüber war. Frau und Kinder waren derweil im Gebiet der Remer wohl geborgen. Von mir hieß es, ich weile bei Labienus. Aber ich hatte *hier* manches zu erkunden und anzuordnen — hier blickte er flüchtig den Druidenpriester an, der ebenso flüchtig zurücklächelte — Ich kann euch sagen, meine Lieben: für Freundschaft und treue Dienste, die ich tapfer und ergeben den Römern geleistet habe, seit meiner ersten Zusammenkunft mit dem großen Cäsar vor anderthalb Jahren bis zum Anbruch der Römerherrschaft, ist mir dieses Geschenk zuteil geworden.»

Er blickte auf den Römer Rufinus, als erwartete er eine Anerkennung.

«Eine rechtschaffen wohlverdiente Belohnung!» bestätigte Marcus Rufinus, Pferdehändler aus Orolaunum (Arlon) und Haupt der exploratores und speculatores[1]) der Region. Er war mit dem Centurio Balbus, Befehlshaber des Kastells von Orolaunum, die nicht sehr weite Strecke herübergeritten. Rufinus hatte schon mit Indutiomar und dann mit Cingetorix große Pferdekäufe getätigt. In den Kriegen Cäsars gegen Ariovist und die erste gallische Koalition, in welcher die Treverer neutral geblieben waren, hatte das Geschäft sich für beide Teile einträglich erwiesen. Denn die Treverer waren, wie die besten Pferdezüchter, so auch der unternehmungslustigste Stamm Galliens, und die Pferdegöttin Epona genoß unter ihnen große Verehrung.

Der Römer trug die Toga, um seine Eigenschaft als civis Romanus[2]) zu betonen. Sie war aus apulischer Wolle, die Fransen aus tyrischer doppelgefärbter Amethystpurpurwolle. Der Centurio Balbus, ein bärtiger Illyrier, war im Sagum gekommen. Er liebte das Sprechen nicht, sprach aber dafür dem Trank desto eifriger zu. Die andern Männer, außer dem Druiden, waren in gallischer Kleidung, die besonders durch die mit Ärmeln und Kapuze versehene Weste und die bracca (Hose) ausgezeichnet war, nach der die Römer das transalpinische Gallien Gallia braccata nannten.

Die Strahlen der untergehenden Sonne standen in blassen, weichen Streifen über dem frühen Abendhimmel. Es war der erste November, der alte keltische Neujahrstag, des Jahres 53. v. Ch.

---

[1]) Späher- und Wachtpostenkorps.
[2]) Römischer Bürger.

« Cäsar ist groß und weise », fügte der Römer hinzu, indem er sich an die Gäste wandte. « Er hat unserm Hausherrn direkt nach der Niederwerfung des kläglichen Trevererputsches imperium et potestas[1] über den Stamm übertragen. Und ich sage euch, meine Freunde — ich spreche hier in euer aller Namen : Cingetorix war ein besserer Patriot als die Rebellen und Flüchtlinge, die jetzt bei den Germanen jenseits des Rheines hausen, im Hinterland der Chatten. Denn er hat seinem Stamm das Schicksal der Eburonen erspart, die eben ausgerottet oder in die Sklaverei verkauft worden sind, mit Ausnahme von Dumnorix und einigen Reitern, die das Glück hatten, über den Rhein zu entkommen. »

« Danke, Freund ! » sagte Cingetorix. « Ich habe die Zeit verstanden, anders als mein Schwiegervater, dessen Andenken Tarannus segne. Auch Cäsar hat unserer herrlichen Reiterschwadronen gedacht, die ihm solch gute Dienste geleistet haben und noch leisten müssen. Uns Treverern liegt es ob, in diesen Landesteilen die Rolle zu übernehmen, welche den Häduern in Mittelgallien und den Remern in Nordgallien zufällt : die Sachlage anzuerkennen und für den Frieden zu wirken. Doch gehen wir ins Haus zurück, es wird Nacht, und ich hab drinnen Falerner, dazu römische Gläser, um unsere Arloner Gäste zu ehren ! »

Die Wälder umstanden rostbraun den weiten mächtigen Vorsprung, von dem aus der Blick die fruchtbare Landschaft der Korn beherrschte.

Das Gastzimmer war ein Steinbau, den der Hausherr erst in diesem Sommer hatte errichten lassen, nachdem das keltische Herrenhaus, ein quadratischer Raum mit hölzernen Pfosten und hohem Strohdach, niedergerissen worden war. Er war nach römischer Art länglich und einräumig, eine Art Diele, mit zwei Vorbauten, die mit einer Säulenloggia verbunden waren. Die Dächer waren mit Ziegeln bedeckt, auch eine Neuerung, auf die der Hausherr stolz war, und das Licht kam durch Schlitzfenster, während es bei der gallischen Wohnung durch die Türe und über den Herd in der Mitte des Hauptraumes hereindrang. Es war die ansehnlichste Behausung, die bis jetzt auf dem Gebiete der Treverer bestand, und nur durch seine Verbindungen mit den Städten der Häduer hatte Cingetorix sich Material und Werkleute verschaffen können, um den Bau zu fördern.

An den Wänden und der Decke des Hauptraumes waren Mistelzweige befestigt.

---

[1] Herrschaft und Gewalt.

Als der Centurio diese etwas neugierig betrachtete, bemerkte Brann, das Haupt der Druiden des heiligen Hains, mit salbungsvoller Stimme :

« Mistel aus dem heiligen Wald, heute in der Frühe mit goldener Sichel geschnitten und in feierlicher Prozession eingeholt. Das ist keltische Neujahrssitte. »

Brann trug noch das Linnengewand seines Ordens, hatte sich aber den schönen Vollbart scheren lassen. Die Römer hatten ein scharfes Auge auf das Druidentum, das ihnen zuwider war und auch später verboten wurde.

« Der Erzdruide und die meisten andern des Ordens sind wohl bei dem Erzfeind jenseits des Rheins und erwarten dort das Ende des Krieges und die Amnestie », bemerkte Rufinus etwas spöttisch.

« Es mag wohl sein, » gab Brann zurück. « Ich habe keine Neuigkeiten von ihnen, außer daß der Erzdruide in dem oppidum jenseits der Sura auf der Flucht gestorben ist. Wo mögen die andern sein ? Es gibt auch diesseits des Rheines Verstecke genug. »

« Wohl wahr, wohl wahr ! » lachte der Centurio. « Unser Gastgeber weiß ja auch etwas davon, wie er vorhin bemerkte. Übrigens gibt es auch Rechtdenkende unter ihnen, die unserm Freund Cingetorix anhangen. »

Er verneigte sich leicht vor Brann. Dieser lächelte. Der Römer fuhr fort :

« Sind die Greise und Kinder zurück, welche Indutiomar zu Tausenden in die unwirtlichen Ardennen geworfen hatte, lange ehe er in den Kampf zog ? »

« Ja », antwortete diesmal die Hausfrau, welche das Gespräch mit angehört hatte. Nach römischem Brauch hatte Cingetorix auch seine Frau zur Gesellschaft gezogen, nebst ihrer Schaffnerin, der Freigelassenen Hildrada.

Die neue Stammesfürstin, Tochter Indutiomars, trug ein einfaches Gewand aus gelbem Byssus, der feinsten Leinwand damaliger Zeit. An ihrem Arm glänzten Goldringe, die mit Bügeln zusammengelötet waren, und an ihrem Hals glühte eine große Perle, was damals selbst in Rom eine Seltenheit war und höher geschätzt wurde als Rubine und Smaragde, die teuersten Edelsteine.

Die Rednerin blickte bleich und besorgt, sprach sanft und hatte die Gewohnheit, bei jedem Satz die Stirne einmal zu runzeln und zu entrunzeln :

« Gleich nachdem mein Gemahl den Frieden erlangt hatte, kehrten sie zurück, glücklicherweise noch vor der Strenge des Winters.

Aber es sind doch viele umgekommen, an Hunger und Krankheiten. Wir haben alles getan, um die Not zu lindern.»

«Ja, Sie sorgen für Ihr Volk, Clytia;» schmeichelte ihr Rufinus.

* * *

Der Römer wandte sich dann an den Druiden:

«Wie war es damals mit der vielbesprochenen Zusammenkunft Indutiomars, des Vaters der verehrten Fürstin, mit dem Erzdruiden? Wir wissen manches, es war ja zuletzt, bei Indutiomars offenherzigem Wesen, ein öffentliches Geheimnis geworden.»

Brann erwiderte:

«Ja, er war ein stürmischer Reiteroberst, unser gnädiger Fürst, mit hängendem Schnauzbart und funkelnden Augen, leutselig, ohne viel Falsch. Mit sechzig Jahren war er noch nervig wie einer von 40, aber leider zu sehr auf Ansehn und Ruhm erpicht und auch zu leicht durch all die Verbannten und Verurteilten beeinflußt, die aus ganz Gallien zu ihm strömten. Es konnte nicht fehlen, daß er in ihr Garn ging, besonders wenn er von Met berauscht war. Seit Cäsar zweihundert treverische Geiseln mit nach Britannien genommen und ihn nur unter der Bedingung freigelassen hatte, daß er den Römern Botmäßigkeit schwur, gärte es in ihm. In diesem Geisteszustand kam er zum Erzdruiden, in die große Bergfeste der Treverer, die sich auf zwei Burgen stützt, an dem Flusse Sura. Dort wohnte unser verehrtes Oberhaupt, von dessen Tod ich vorhin berichtet habe. Von ihm selbst hörte ich kurz nachher den Verlauf der Unterredung, die der Fürst gleich nach dem Concilium armatum[1]) mit ihm hatte. Ich war damals auch dort beschäftigt, im Dienste des Grannus Apollo.

«Der Erzdruide hatte eben in einer kleinen Versammlung der Führer versprengte Troß- und Futterknechte der Römer dem Teutates geopfert. Die andern Teilnehmer gingen fort, um die Massen zu erhitzen. Nur der Leiter der kommenden Empörung blieb bei ihm.

«Der weißbärtige Erzdruide war ein hervorragender Menschenkenner. Er war in seiner Jugend bis nach Massilia gewandert und hatte in Armorica das Druidentum gelernt. Gegen den Fürsten war er düster und kalt.

‚Heiliger und Weiser', begann dieser. ‚Durch die Gaue zwischen Rhein und Maas geht ein Raunen von gestrafftem Mut. Überall werden Keulen geschnitzt, und wo das kostbare Metall Eisen in Eisenhämmern verarbeitet wird, schmiedet man Lanzenspitzen und kurze gallische

[1]) Versammlung in Waffen, welche der Kriegserklärung vorherging.

Schwerter. Wir wollen dem Legaten an der Grenze eine erste Mannschaft entgegenwerfen, zur Fühlungnahme mit dem in der Waffenführung überlegenen Feind. Der taktische Rückzug in die Fluchtburgen des oppidum bleibt vorbehalten, wenn alle Waffenfähigen aufgerufen sind. Als letztes bleibt die Zuflucht in die Schluchten der unteren Mosel und zu den Germanen jenseits des Rheins. Was sagt die Stimme der Götter?'

‚Ich werde sie befragen, mein Fürst. Für heute will ich meine Meinung sagen, die Meinung eines alten Mannes. Hier ist mein Rat: erst die Römer kennen lernen. Das nimmt Jahre. Es kann niemand sie im ersten Anlauf besiegen. Die Geschichte der Cimbern zeigt es, die des Pyrrhus, des Philipp, des Hannibal, des Ariovist. Ihre Soldaten sind tierisch ausdauernd, tierisch gedrillt. Sie haben die besten Waffen und alle Kriegsmaschinen: Ballisten, Katapulte, Mauerbrecher, rollende Türme. Sie machen aus Menschen eine bewegliche Schildkröte. Sie bauen Brücken über Flüsse und Wege durch Wildnisse. Diese Legionäre sind immer am Töten, wie die Fleischer ihrer Städte und die Fechter ihrer Gladiatorenschulen. Töten oder Getötetwerden ist ihr Leben. Wie Metzgerknechte das Vieh, töten sie Menschen, täglich, stündlich. Sie machen Beute, bekommen Sold, und nach ihren Dienstjahren wird den Überlebenden, Veteranen genannt, Land gegeben. Wer den Centurionenrang erstiegen hat, wird Bürger in einer Kolonie und Priester einer ihrer Götter in ehrenvollem Alter. Es führt sie einer, der um die Welt spielt, wie Marius, Sulla und Pompejus. Ein Kahlkopf, der den Blitz regiert'.

‚Er ist jetzt nicht dabei', warf Indutiomar ein.

‚Was sollen, fuhr der andere unbeirrt fort, deine ausgehobenen Ackerbauern gegen solche Soldaten?'

‚Unser Land kämpft für sich, durch seine Sümpfe, Felsen und Wälder.'

‚Der Römer hat Brücken über den Rhein geschlagen und befährt den Ozean'.

‚Wir sind nahe an Germanien, und die großen Stämme rühren sich auch drüben'.

‚Germanische Reiter halfen Cäsar die Gallier besiegen'.

‚Wir haben selbst eine Reiterei, die stärker ist als die Kraft der Legionen'.

‚Wenn du nicht anders kannst, so tu es. Aber zieh nicht an die Grenze! Laß sie erst durch Wälder und Sümpfe vorrücken!'

‚Nein, ich möchte den ersten Gang mit dem Legaten gleich am Tor unserer Festungen wagen, wie ich vorhin gesagt habe.'

‚Ich habe dir abgeraten.'

‚Es ist alles erwogen. Danke trotzdem, heiliger Mann!' »

« O wie interessant! » bemerkte Rufinus mit freundlichem Lächeln.

* * *

« Ein Weiteres aus der Vorgeschichte dieser Verschwörung kann Hildrada, die Schaffnerin, uns mitteilen. »

Diese Worte richtete Cingetorix, der jetzt selbst eingriff, an die Germanin, die bescheiden auf einem subsellium Platz genommen hatte.

Hildrada, grauhaarig, bleich und schweigsam, war in weißen Gewändern erschienen. Ihr Oberkleid aus spanischer Leinwand war auf der Schulter mit Spangen befestigt, und sie trug einen ehernen Gürtel. Sie hatte einen bohrenden Blick und pflegte den, mit dem sie sprach, von der Nase abwärts anzublicken, was ihrem Ausdruck leicht etwas Verächtliches gab.

« Gerne, mein Fürst », antwortete sie unterwürfig. « Ich stamme aus einem der Stämme der Germani cisrhenani, wurde früh verkauft, lernte Magie und kam durch Kauf in den Besitz deiner Hoheit. Hernach wurde ich deine Freigelassene, nachdem ich dir als Seherin und weise Waldfrau gedient hatte. Als solche trug ich den Namen Areta.

« Ich war damals in deinem Auftrag druis antistita[1]) der Rosmerta und des Sylvanus auf dem hohen Berg an der Alisontia, wo man zwei weite Täler überblickt und in der Ferne die Berge der Eburonen aufdämmern sieht. Dort liegt eine Siedlung, und eine heilige Quelle sprudelt am uralten Weg. An einem hohlen Felsen, der überhing und in seiner Einbuchtung der eingebauten Wohnung Schutz gewährte, hatte ich meine Wohnung. Aus dem Murmeln des Baches oder seinen Wirbeln, aus dem Halsblut oder den Eingeweiden der Gefangenen, die man mir brachte, weissagte ich. Weder Bären noch Wölfe fürchtete ich in meinem Felsring, dessen Zugänge nachts von Astverhauen geschützt waren. Fürst Indutiomar hatte von mir gehört — wie, das entgeht meiner Kenntnis. Ehe er bei mir war, wußte ich, daß er kommen würde. Zwei Diener begleiteten ihn, zogen sich aber gleich zurück.

« Ich lächelte demütig, als der Fürst nahte.

‚Weißt du, Seherin, die Zukunft?' begann er. ‚Siehst du, wie die Lose fallen?'

---

[1]) Druidenpriesterin.

‚Ich war Sklavin in Italien, habe von Thessalierinnen und griechischen Pythonissen, dann von keltischen Druiden gelernt. Die Welt ist im Umbruch, kocht in einem großen Kessel. Sieh zu!'

« So schlug ich Kreise, tat Dämpfe aus einem Kessel steigen, schien übernatürlich wild und glorreich. Eine Victoria stieg in rotem Schimmer aus den Dämpfen. Ich sprach in prophetischem Ton:

‚Vertrauend auf seine Siege geht der Römer achtlos vor. Kennt er des Treverers Mut, welcher Germanenstärke und Keltenlist vereinigt? Am Flußhang reißt der Fremde aus. Dann nütze, Fürst, den Tag!'

«Ich verschwand in meiner Höhle, mit Bär und Eichhörnchen. Indutiomar ging siegesgewiß von dannen. Leute seines Schlags nehmen nur die Ratschläge an, die in ihre Stimmung passen! Ich bestätigte ihm seine Gedanken und hab wohl in deinem Sinne gehandelt.»

« Gut, bei Dis, dem Gott der Unterwelt!» lächelte Cingetorix. Zu den zwei Römern gewandt, fügte er hinzu: « Wir Gallier glauben nämlich, wir stammen alle von Dis ab.»

Clytia blickte düster.

* * *

Der Hausherr, welcher die im Altertum hochgeschätzte Gabe besaß, die Fäden der Unterhaltung in Händen zu behalten und jeden nach seiner Art und seinem Talent heranzuziehen, bat jetzt den Centurio, etwas über das Reitergefecht zu erzählen, in dem Indutiomar den Tod gefunden hatte.

In diesem Augenblick bat Clytia, sich zurückziehen zu dürfen. Die ganze Unterhaltung, besonders aber die Mitteilungen der druis antistita, hatten sie zu sehr ergriffen, als daß sie auch noch imstande gewesen wäre, den Bericht über den Tod ihres Vaters mit anzuhören. Sie schützte Unwohlsein vor und verabschiedete sich von ihren Gästen. Hildrada, die Schaffnerin, ging mit ihr. Die Herrin ging schweigend in ihr Gemach.

« Gern folg ich deiner Aufforderumg, Fürst,» begann der Centurio, als die Männer allein waren. « Ich gehörte zu dem Lager, wo die erwähnten Ereignisse vorfielen, kann dir also als Augenzeuge berichten.

« Gegen die Zahl und die ungefüge Kraft — Gallien könnte gegen unsere 50.000 Legionäre eine Million Bewaffneter stellen — gehn wir vor wie der Jäger oder Fischer, die auf größeren Fang ausgehen. Sie wählen den Köder nach der Tierart, der Jahres- und selbst der Tageszeit, und sorgen, daß die gewählte Beute ihn achtlos findet, als ob er von Natur hingehörte. Auch unsere Gegner finden stets den

Köder, der ihnen zusagt. Ist der Fang nach Plan und Anlage schön umschrieben, so erfaßt ihn die neueste Waffenausrüstung, die straffste Organisation. Zweimal hat unser Attius Labienus gegen die Treverer die List spielen lassen und zweimal mit Erfolg. Darnach war ein ernster Waffengang nicht mehr nötig, obwohl der Gegner zahlreich, gut ausgerüstet und kriegerisch war.

« Im Herbste vorigen Jahres legte Cäsar wegen des Mißwachses und der herrschenden Hungersnot die sechs Legionen, die in Nordgallien überwintern sollten, in verschiedene Gebiete, aber so, daß keine mehr als fünfzig Meilen von der andern entfernt war. Das nördlichste Lager, im Gebiet der Eburonen, bekam anderthalb Legionen. Sie wurden durch die Tücke dieser vilis gens[1]) aufgerieben, die im laufenden Jahr durch den Rachezug Cäsars vernichtet worden ist. Bei den Treverern lag keine Legion. Indutiomar hatte sich im Frühling vorher, vor Cäsars Expedition nach Britannien, unterworfen und zweihundert Geiseln gestellt, darunter seinen Sohn. Diese waren bei der Rückkehr der Römer aus Britannien in ihr Vaterland zurückgekehrt. Da kam die Hinrichtung des Häduers Dumnorix durch Cäsar und die Patriotenbewegung des Adels in ganz Gallien. Bei den Carnuten, den Leitern der Verschwörung — dort ist auch das Zentrum des Druidentums — schürte Acco den Aufstand, hierzulande Indutiomar. Doch von seiner Überlistung durch Labienus und von seinem Tod soll ich reden!

« Nach dem Sieg des Eburonen Ambiorix über die in seinem Gebiet gelagerten Römer hielt der Trevererfürst den Augenblick zum Losschlagen für gekommen. Labienus hatte mit seiner Legion ein festes Winterlager im Gebiete der Römer bezogen. Indutiomar bezog das seine nicht weit von ihm und streifte täglich mit einer Reiterschar auf Rekognoszierungsritten in der Gegend herum. Der Römer tat, als sehe er ihn nicht. ‚Den Hitzkopf nicht achten!' war die Losung im Lager. Die res frumentaria[2]) besorgten die Remer, die Wasserversorgung geschah nachts am Fluß, der zwischen den beiden Heeren lag. Gegen einen Feind, dem die Furcht in die Glieder gefahren zu sein schien, wurde Indutiomar übermütig und herausfordernd. Er und sein Centurio lösten sich ab in Spottreden an die Torwachen. ‚Ein Gruß von Sabinus!' — ‚Ein Gruß von Cotta!' Das waren, wie ihr wißt, die Legaten, die mit ihren Legionen im Eburonengebiet umgekommen waren. ‚Sie grüßen aus dem schwarzen Tartarus.' ‚Ambiorix kommt über euch.' ‚Die Eburonen werden

[1]) Niedrige Völkerschaft.
[2]) Versorgung mit Getreide.

ihre Pferde im Tiber baden'. ‚Hier ist eine Perrücke für den Kahlkopf.' Indutiomar war schier unerschöpflich an Witz und Spott. Kein Römer verzog das Gesicht.

« Aber Boten ritten nachts, wenn die Treverer weg waren. Und kleine Reitertrupps kamen nachts in Abständen an, die Pferdehufe mit Stroh umwunden, und taten, als ob sie von jeher zum Lager gehört hätten. Indutiomar spottete und brüstete noch immer. Zehn Reiter, Numider und Germanen, die besten, welche das Römerlager hatte, wurden einzeln unter dem Eid der Verschwiegenheit vom Legaten empfangen. Die Weisung war : sich Indutiomar merken, sein stark gerötetes Gesicht mit dem langen Schnauzbart und den funkelnden Augen, die sehnige Figur, die Silbersporen des Mannes, das Silbergebiß des Pferdes, die vier jugendlichen Reiter der Leibgarde mit Helm und Lederpanzer. Ihm gelte die Jagd. Sein Kopf werde mit Silber aufgewogen, den glücklichen Sieger erwarte außer der Beute eine Dekurionenstelle bei der Reiterei. Legionäre und alle Reiterschwadronen ständen bereit zur Deckung.

« Und eines Abends, die Mondsichel stand schon am Himmel, obwohl es noch hell war, ritt die Hundertschaft treverischer Reiter achtlos mit verhängten Zügel den verschiedenen Furten zu, um ihr Lager zu erreichen. Da öffneten sich zwei Tore des römischen Lagers, und tausend erlesene Mannen sausten heran, der Hauptfurt zu, auf die Indutiomar im Galopp zuschoß. Aber die zehn Verfolger, für die er ein gezeichnetes Wild war, hatten sich, jeder für sich, Pfade und Sträucher um den Hauptweg herum gemerkt. In der Furt, wo es langsam ging, erreichten sie ihn, zwei reckenhafte Germanen an der Spitze. Der eine riß ihn vom Roß, der andere stieß ihm die schwere Framea in den Hals. Sie teilten nachher das Silber und würfelten um den Dekurionenrang. Die Ausrüstung von Pferd und Reiter wurde den andern acht überlassen, der abgehauene Kopf triumphierend zurückgebracht, wie die der anderen Gefallenen, der Leichnam entblößt und zerhackt in den Fluß geworfen. Regen, welcher bald eintrat, schwellte das Bett so an, daß man nichts von Indutiomars Körper entdeckte, so sehr man auch heimlich darnach gesucht hat. Der Kopf stand am nächsten Tage einige Stunden auf einem hohen Pfahl in der Mitte des Lagers, wo ihm Spott und Hohn wiedergegeben wurden. Dann wurde er Cäsar geschickt, der ihn mit nach Rom genommen hat. Es zeigte sich bald kein Treverer mehr im Gebiete der Römer. »

« Danke, Centurio ! Nun an Rufinus ! » munterte der Hausherr den andern Römergast auf.

* * *

« Mein Fürst », begann dieser, « von der neulichen Überlistung der Treverermacht kann ich einiges berichten, das nicht so bekannt ist. So gut wie unser wackererer Centurio kann ich es ja nicht, ich bin kein Kämpfer. Aber ich war beim Troß der Legionen und habe mir alles wohl gemerkt, was vorfiel.

« Nach dem Tode Indutiomars erhielten seine Verwandten Oberbefehl und Prinzipat. Gleich zu Beginn des Frühlings wurde die Legion des Labienus im Gebiete der Remer durch zwei weitere verstärkt. Denn zur Frühlingsversammlung der Gallier waren die Carnuten, Senonen und Treverer nicht gekommen. Cäsar wußte Bescheid. Er selbst überrumpelte die Carnuten und Senonen. Da er die Absicht hatte, im Sommer durchs Trevererland an den Rhein zu ziehen, schickte er alles Gepäck hierher. Er selbst ging zunächst mit fünf Legionen auf die Menapier los, die mit Ambiorix Gastfreundschaft pflegten. Diese flüchteten in ihre unwegsamen Sümpfe.

« Die Treverer waren schon im Frühling gegen die überwinternde Legion des Labienus aufgebrochen. Während des Aufmarsches hörten sie, daß diese durch zwei Legionen verstärkt worden war, und sie bezogen ihrerseits ein verschanztes Lager in ihrem eigenen Gebiet, um zunächst auf die Ankunft der Germanen zu warten, die schon von Indutiomar gegen das Versprechen reichlichen Goldes herbeigerufen worden waren. Labienus ließ von seinen dreißig Kohorten fünf beim Gepäck zurück und marschierte mit den übrigen gegen den Feind. Daneben verfügte er über eine starke Reiterei. Auf steiler Höhe, von den Treverern durch einen Fluß getrennt, verschanzte er sich.

« Von Tag zu Tag erwarteten die Treverer ihre germanischen Verbündeten. Sie waren voller Zuversicht, daß sie mit deren Hilfe das weit schwächere Heer des Labienus schlagen würden.

« Der Römer blieb ruhig. Aber den Führer von drüben beherrschten Kühnheit, Arglosigkeit und die lodernde Leidenschaft, den verstorbenen Verwandten zu rächen. Ungestüm erwartete er den germanischen Sukkurs, der so lange auf sich warten ließ. Sowohl die eigene Stellung wie die der Römer war nicht im Sturm zu nehmen, und keiner der beiden Gegner dachte daran.

« Aber der schlaue Legat wußte Rat. In seiner Reiterei waren viele, die den Treverern zuhielten und ihnen Neuigkeiten zukommen ließen. Am hellen Nachmittag wurde ein Kriegsrat angesetzt, zu dem möglichst viele zugezogen waren. Er könne nicht warten, führte Labienus aus, bis die Germanen drüben angekommen seien und dem Feind ein heilloses Übergewicht verschafften. Eine Angriffsschlacht

könne er auch nicht vorher wagen, dazu seien die Abhänge auf beiden Seiten zu steil. Beide Pläne würde Cäsar als eines Legaten unwürdig bezeichnen. Aber die Frühlingszeit erlaube lange Märsche. In aller Frühe, lange vor Tagesgrauen, würde man aufbrechen, und zwar schon am nächsten Morgen, um in das Gebiet der Remer zurückzukehren. Der nächste Legat sei von dort nur fünfzig Meilen entfernt, falls ein weiterer Rückzug nötig sei. Das Gepäck sei schon in Bewegung dorthin. Ehe der Feind etwas merke, würde man schon weit sein; noch weiter, ehe er schlagfertig genug sei, um die Verfolgung aufzunehmen, und dann sei an ein Einholen seinerseits nicht zu denken. Die Centurionen und primi ordines sprachen ihren Beifall aus, die Versammlung löste sich auf.

« Aber in der Nacht fand eine geheime Unterredung statt, an der nur die Tribunen und die primi ordines teilnahmen. Ihnen wurde der wahre Plan mitgeteilt, der so gut gelingen sollte.

« In der folgenden Nacht herrschte Geklirr und der Tumult des Aufbruchs im Römerlager. Alles war eigentlich lauter, als man bei einem Heere, das unbemerkt entkommen sollte, erwartet hätte. Die Späher der Treverer hatten ihre Leute so schnell alarmiert, wie die Nachricht von dem bevorstehenden Aufbruch durch die Reihen der Römer ging. Eine mächtige Aufregung kam unter die wilden Scharen dieses Gebietes. ‚Ambiorix! Ambiorix!' kam es aus aller Munde. Denn jeder wußte, wie der Eburonenführer anderthalb römische Legionen, die in ähnlicher Weise auf dem Rückmarsch waren, gepackt, eingeklemmt und aufgerieben hatte. Das einheimische Terrain war allerdings dazu nicht so günstig wie die grätigen Mulden und eingesägten Flußtälchen im Norden, aber es gab doch viele Felspartien mit Hinterhalten; Legionen auf dem Marsche, dazu mit viel Gepäck belastet, waren schwerfällig und durch den Rückzug sicher entmutigt. Die Beute könne man nicht entweichen lassen, beschloß der eilig zusammengerufene Kriegsrat.

« Eine Stunde vor Morgengrauen war die dem Feind abgekehrte Pforte des Römerlagers offen. Alle Insassen, Menschen und Pferde, bewegten sich nach Westen, die Legionen im Schritt, in Reih und Glied geordnet. Mit Ungestüm und Beutegier kam von drüben Schar auf Schar in voller Schlachtausrüstung den Berg herunter. Die Krieger tasteten sich von Stein zu Stein durch die Furt, zogen vorsichtig die Hänge hinauf, und als von den ersten gemeldet wurde, das römische Lager stehe leer, eilten sie im Schnellschritt den gewundenen Schluchtenweg hinauf zur Höhe. Die römische Nachhut war eine halbe Meile voraus und hatte es nicht sehr eilig. Ihr Späher auf dem nächsten Felsgrat meldete in kurzen Zwischenräumen, daß das Gros des Feindes

heranrücke und im Morgendämmer den Fluß überschreite, dicht gedrängt, ohne jede Vorsicht.

« Auf einmal hielten die römischen Fahnen und Feldzeichen. Eine kurze Anrede des Legaten, dann die Ordre ‚Kehrt!'

« Schon ist das Gepäck auf einem Hügel aufgestapelt, unter der Obhut einiger Schwadronen Reiter. Die Fahnen und Feldzeichen machen Front gegen die andringenden Treverer, mit Feldgeschrei, in dreifacher regelrechter Schlachtordnung. Die Treverer, deren erste Scharen schon an der Plünderung des Lagers sind, stehn verblüfft. Im ersten Anprall erliegt das Patriotenheer, das jetzt bei Tagesanbruch sieht, in welche plumpe Falle es geraten ist. In lose verzettelter Front, vom steilen Anstieg müde, muß es zurück.

« Man kollerte, floh den Berg hinunter, über den Fluß zurück, soweit der einhauende Feind, der auch nicht viele Reiter schicken konnte, es zuließ, verließ das Lager, warf sich zerstreut in die schützenden Wälder. Das Land unterwarf sich, Cingetorix erlangte für die Besiegten günstige Bedingungen. Die Rebellen flohen mit den heranziehenden Germanen über den Rhein. Der Süden siegte, der Geist über die ungefüge Masse, Mens agitat molem[1]. »

* * *

« Gut, mein Rufinus! » sagte Cingetorix.

In diesem Augenblick schlugen die Hunde an, und der Grenzwärter des Besitzes führte einen römischen reitenden Boten ein. Er meldete die bevorstehende Ankunft des Ritters Mamurra von Formiae und bestellte drei Betten für ihn und seine Begleiter.

Die Gesellschaft wollte sich schnell verabschieden, aber der Hausherr sagte :

« Trinken wir erst unseren Wein! Wir haben immer Zeit, uns zu verabschieden, und so schnell kommen die Herren auch nicht an. Es sind die römischen Steuererheber, sie kommen im Namen des Proquästors, um über die Güter der geflohenen Fürstenfamilie, die Schätze der Druiden und den Besitz der principes sowie ihres Anhangs zu befinden. Alles fließt in die Kriegskasse bis zur Befriedung des Landes und seiner Neuordnung im Römerreich, dessen Teil es künftig sein wird. »

« Ist es wahr, » fragte ein Gast, der bis dahin geschwiegen hatte — der Kommandant des vicus Ricciacum an der Mosel — « daß die Bergfesten alle geleert und die Bewohner in die Ebene angesiedelt werden? »

---

[1]) Der Geist bewegt die Materie.

« Ja, die civitas der Treverer soll an die Mosella kommen, nicht weit von der Mündung der Sura in diesen Fluß. Aber das liegt ja noch in weiter Ferne. Freunde, das Keltentum ist zu Ende, das Jahrhunderte hier geherrscht hat. Von Osten und Norden kam es und gab einem Jahrtausend sein Gepräge, nicht ohne Ruhm. Indutiomar und die Seinen wollten seine Herrschaft retten, soweit es an ihnen lag, aber vor dem Wissen und der Organisation, dem Geist und der List des Südens brach ihr Widerstand zusammen. »

« Trinken wir die Minne[1]) Indutiomars ! » sagte ein Gast.

« Und die Minne des Keltentums ! » pflichtete der Druide bei.

Alle schlossen sich an.

Die Gäste blieben nicht lange mehr, trotz des Mets, den man als Nachttrunk auftrug. Ein Geist war durchs Zimmer gegangen!

Diener mit Fackeln geleiteten sie zu ihren Gemächern.

Kurze Zeit nachher starb Hildrada an einem vergifteten Hahn. Die Herrin lag an diesem Tage zu Bett und genoß nichts außer Milch und Brot. Der Fürst war für die ganze Woche über Land geritten. Als er bei seiner Rückkehr von dem Vorfall hörte, sagte er nur :

« Sie starb uns gerade recht, die Germanin. Sie wurde etwas herrisch, Germanenart. »

« O die Art der einen und der andern. »

Clytias Stirn lag in Falten.

« Ihre Asche, » fügte sie hinzu, « wurde über das Zenotaphium[2]) im heimlichen Felsgrab gestreut, das zu Ehren meines toten Vaters hergerichtet ist und über dem auch seine zwei Diener und sein Lieblingspferd geopfert worden sind. Nur die nächste Familie kennt die Stelle. »

Der Fürstin Stirn war jetzt hart und steil, ohne Runzeln. Der Tote heischte noch immer Sühne !

« Auch gut, » sagte Cingetorix in seiner ruhig ironischen Art, die alles verstand und alles glättete. « Es fehlen eigentlich noch zwei Legionäre zu den Opfern im Felsspalt. Bei dem nächsten lukullischen Mahl, das du dem Kahlkopf bereitest, könntest du ihn ja um welche bitten. Da er immer galant gegen Damen ist, wird er dir sicher die Bitte nicht abschlagen. »

Clytia war auch nicht langsam im Erfassen subtilen Spottes und in der Riposte auf einen Nadelstich.

« Er findet auch sein Geschick ! » sagte sie hart und sah in der blutroten Abendsonne aus wie eine zürnende Velleda.

---

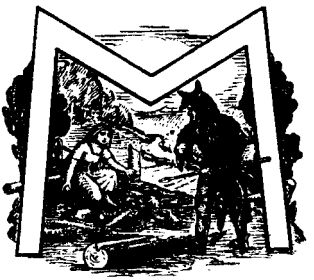
[1]) Älterer Sinn : Gedächtnis, Gedächtnistrunk.

[2]) « Leeres Grab », Denkmal ohne die Überreste des Verstorbenen.

Germanenfahrten

(4. Jahrh. n. Ch.)

Charietto.



IT den germanischen Horden, die plündernd in die römischen Grenzprovinzen Belgica prima[1] und Germania Inferior[2] einfielen, kam auch Charietto der Chauke, der rothaarige Waldmensch, wandernd über den Rhein. Er war ein riesiger Geselle von ungeheurer Kraft, an Blutarbeit u. Raub gewöhnt. Seine Kleidung war das Fell eines Auerochsen, dessen Hörner ihm am Kopf wie angeschmiedet saßen.

Im Trierischen, in der Nähe des heutigen Bollendorf, fand er auf den geschwärzten Trümmern einer Villa eine Frau sitzen. Sie war schwarzhaarig, rundköpfig, rundwangig, mit Augen, die groß und glänzend waren wie enthülste Kastanien. Da sie germanisch sprach, hörte er, daß die Villa, in welcher sie mit ihrer Herrin gewohnt hatte, an demselben Tage von der Bande, die in den nahen Wäldern hauste, eingeäschert worden war. Alle Insassen, darunter auch ihre domina Caecilia, waren gequält, getötet oder verschleppt worden. Nur sie war entronnen, da sie während des Überfalles abwesend gewesen war. Sie wollte lieber sterben als in Furcht und Entsetzen weiter leben.

Er nahm sie mit. Sie überschritten die Sura an der alten Furt, und sie zeigte ihm in der unwirtsamen Waldgegend, die sich an den jenseitigen Hängen erstreckte, eine geräumige Felshöhle, der ein

[1] Raum von Trier, Metz, Toul, Arlon.

[2] Ösling, Raum von Köln, Tongern.

andrer Fels vorgelagert war. Das ward in diesen Tagen seine Räuberhöhle.

Die Gegend bildet noch heute eine solch wirre Bergwildnis, als hätten zu Urzeiten Kentauren und Lapithen sich dort eine Burgenstraße aufgetürmt oder mit Felsblöcken gegen einander gekämpft. Es hatten öfters Räuber dort gehaust, die den Treidlern und Schiffern aufgelauert hatten. Charietto's Räuberei wurde jetzt von einer besondern Art. Er beraubte die Räuberbande von drüben und tötete die, die er einzeln oder in kleinen Trupps fand. Wenn er sie im Schlaf überraschte, machte er auch dreien, vieren und mehr von ihnen den Garaus. Die Köpfe hieb er ab und nahm sie mit.

Seine Genossin wußte genauen Bescheid in den Felslabyrinthen und auf den Felsburgen der Räuber. Mit Fischern, Waldarbeitern oder Wanderern hatte sie an der Furt Gespräche und Getuschel, sodaß er beständig auf dem Laufenden war, wo und wie er an die Bande herankommen konnte.

Seine besondere Tätigkeit sprach sich herum, und in Trier, wo man der Gesellen nicht Herr zu werden wußte, bezahlte man ihm die eingelieferten Köpfe mit schönen Silber- und Goldstücken.

Die Plünderer drangen stets zur Nachtzeit in Ortschaften oder Landhäuser. Am Tage blieben sie in den Wäldern oder Schluchten verborgen. Wenn sie, meist betrunken, im Schlafe lagen, kam Charietto wie ein Spuk über sie, schnitt so viele Köpfe ab wie er vermochte, und trug sie nach Trier. Den Chatten grauste es, denn sie wußten nicht woher der Nachtschrat kam, aber sie sahen den Schaden, und so sehr sie sich auch hüteten, wurde ihre Zahl doch täglich geringer. Sie wechselten ihr Lager über die ganze Gegend. Er folgte ihnen. Schon hatte er einen Genossen, Kerkio, gefunden und stand bald an der Spitze eines Haufens, welcher die Nachtpolizei über die ganze Landschaft ausübte.

In dieser Zeit war der Cäsar Julian in Trier. Von dem praefectus praetorio bekam er Nachricht über die Greuel der plündernden Bande wie auch über die besonderen Dienste, welche Charietto und sein Haufe leisteten. Er gesellte ihnen salische Franken bei, und es gelang Charietto, das Hauptquartier der Plünderer auszuheben.

Julian nahm Charietto und seine Mannen ins Heer auf. Der wilde Nachtjäger wurde ein tüchtiger und römertreuer Kriegsmann, welcher der Raubsucht seiner Scharen wehrte, wo er nur konnte. Er stieg hoch in Julians Vertrauen, wurde einer der tapfersten Befehlshaber und fiel als comes Germaniae durch den Pfeil eines Alemannen, während er seine fliehenden Scharen in den Kampf zurücktrieb.

Soldatenlieder feierten ihn noch länger als ein Jahrhundert später.

Richomir

Zeit Gratians, 383 n. Ch.

Der rothaarige, zottige Rinderhirt lag auf dem Rücken und spielte auf der Syrinx oder Pansflöte ein monotones Lied, während die große Herde an den Hängen weidete, von Molossern bewacht. Der Mann äugte zugleich nach einem Habicht, der über dem Hühnerhof rüttelte.

Etwas unterhalb arbeiteten die Dekurien der Feldsklaven unter Aufsicht eines peitschenbewehrten Reiters, während die Sklavinnen sich in dem Gehöft bemühten und ihre nackten Kinder sich mit Hunden und Katzen balgten.

Vor dem Herrenhaus, der eigentlichen Villa, schossen die zwei Knaben des Hausherrn mit dem Pilum, während ihr bärtiger Pädagogus auf einer Bank die Mosella seines Landsmanns Ausonius las, der Erzieher am Kaiserhof in Trier war.

Der Besitzer, der 45jährige Centurio Richomir, kam eben aus dem Atrium und verabschiedete einen Boten, der ihm eine Pergamentrolle überbracht hatte.

« Was liesest du, Eutychus ? » fragte er den Erzieher.

« Des Ausonius Mosella. Die Mosel, die Sauer und selbst unsere Alisontia weiß der Dichter von Burdigala[1]) schön zu beschreiben. Der Herr höre nur !

Doch wo soll endlich ich ein Ende finden, zu rühmen deine
[blauen Fluten
Und, Moselstrom, zu preisen dich, dem Meere ebenbürtig,
Dieweil die ungezählten Ströme von weit und breit bald dort in
[deinen Fluten münden ?
Sie könnten freilich ihren Lauf noch in die Länge dehnen,
Doch eilig haben sie's, in dir mit ihrem Namen aufzugehn.

« Und über unsere Alisontia :

Ihr (d. h. der Saar) steht nicht nach die Alisontia, die, schweigsam durch die fette Gegend gleitend, reich gesegnet fruchtbeladene Ufer streift.

Schön, wie ? »

« Ja, schön scheint's. Aber soviel Lateinisch ist mir nicht gegeben, daß ich alles verstehe. Sagt er nichts von unserm Marisca[2]) ? »

« Nein, leider nichts ! Gut ist auch, was derselbe Ausonius in seiner Serie berühmter Städte sagt :

Breit zieht und still der Mosel Flut,
Schleppt fernster Städte Handelsgut. »

---

[1]) Bordeaux.
[2]) Mersch.

« Ja, Trier scheint, seit Diokletian vor etwa hundert Jahren Maximinus zum Kaiser des Westens machte und dessen Residenz hieher verlegte, besonders aber seit Valentinian und Gratian, der Glanzpunkt des Reiches zu sein, und seine Hochschule strahlt vor allen andern. Aber, wie gesagt, meines Vaters Wiege stand im Germanenland, jenseits des Rheines, und ich selbst bin ein Kind des Lagers. Und hier ist alles Keltenland. Das Lateinische habe ich nur notdürftig, für den täglichen Umgang, beherrschen gelernt. »

« Kelten und Germanen haben sich in diesen Treverern gemischt, wie Cäsar und Tacitus berichten. Da droben stehen noch Steine im Wald, wo Druiden heimlich ihre Opfer bringen. »

« Um Druiden kümmern wir uns nicht mehr. Ihre Zeit ist um. Kaiser Augustus hat sie verboten, das christliche Kaisertum verbietet sie noch strenger. »

Eben kamen die Jungen Macrinus und Marcus gelaufen, den Vater zu begrüßen.

« Vater, ist die Mutter noch nicht zurück? » rief Marcus.

« Nein, sie ist noch in Trier bei der Verwandtschaft, um die Neptunalia zu sehen und sich Kleider, Salben, Fibeln und Seidenstoffe zu kaufen. Sie wird euch auch eine Toga mit Purpurstreifen mitbringen. »

« O, wir möchten auch mal hinreiten, » sagte Macrinus, der ältere der Knaben, « um die Thermen und die Tierkämpfe zu sehen. »

« Thermen seht ihr ja hier im Kleinen, in unserem Hypocaustum[1]). Die großen sind nicht für euch. Spiele in der Arena seht ihr später, wenn ihr erwachsen und stark seid. Einstweilen kann ich ja den nächsten Räuber, den wir fangen, den Molossern zu zerreißen geben, statt ihm vom Schmied die Axt ins Genick schlagen zu lassen. Da könnt ihr zusehen. Einen Sklaven kann ich euch nicht dafür überlassen, die sind zu gut dafür. Reitet nach dem Essen nach Lincera[2]) zu Besuch und seid am Abend zurück. Eutychus reitet mit. Was habt ihr von ihm aufbekommen? »

« Den Wettstreit von Tugend und Laster in einem Zwiegespräch zu beschreiben. »

Sie holten ihre Tafeln aus dem Atrium, aber der Vater konnte sie nicht lesen.

* * *

[1]) Badstube.

[2]) Linster.

Richomir ging in die Villa zurück, deren Atrium mit einer Kassettendecke und Pfeilern aus rotgeädertem asiatischem Marmor geschmückt waren, und genoß das zweite Frühstück.

Guntram, der Dekurio, der ein großes Gestüt jenseits des Berges besaß und sich am Morgen hatte anmelden lassen, wurde eingeführt, als der Herr längs seiner Fischteiche spazierte.

Der Besucher war ein Franke, hoch, blond und blauäugig. Er verriet in allem die trotzige Wildheit und Verschlagenheit seines Stammes.

« Darf ich der Herrin meine Aufwartung machen? » fragte er zunächst.

« Sie ist für einige Tage in Trier. »

« Wohl zu dem Schifferfest. Sie hat sicher Trier lieber als Marisca. »

« Es wird wohl so sein. Sie ist mit zwei Sklaven auf zweirädrigem Wagen bis an die Sura und von dort per Schiff bis in die Kaiserstadt gefahren. Petronilla ist, wie du wissen wirst, selbst Triererin, Tochter eines römischen Tuchhändlers. »

« Modisch, gesalbt und Christin. »

« Ja, Priscillianerin. Das ist nämlich die neueste Ketzerei. Du wirst gehört haben, Köln, Trier und die anderen Städte am Rhein waren bis zu Konstantins Zeit immer Hauptsitze der orientalischen Kulte im Westen. Seit das Christentum gesiegt hat, hegen sie dafür eine Vorliebe für Häretiker. Unser Trier ist ja noch immer die sechste Stadt des Reiches. Kürzlich[1]) hat der Kaiser den Titel Pontifex Maximus abgelegt. Ein Reskript verbietet die Reste des offiziellen Heidentums. Im römischen Senat wurde die Statue der Victoria entfernt. »

« Ich habe noch immer die Religion der Naturgewalten lieber als ihr Christentum. Trier ist mir zuwider. Ich weiß ja was seine Rhetoren und Dichter verherrlichen : die weitbuchtige Cäsarenstadt, im Hang der Reben, die Rom eingeführt, im Häuserviereck, das Rom zu bauen gelehrt, mit vier Toren, die Roms Siegesbogen nachahmen! Was mich angeht, so sage ich : gebt mir meine Felder und Wälder! »

« Wenn man sie nur sicher hätte! »

« Kriegsdienst und Steuerdruck erschöpfen uns, seit alle, die mehr als fünfundzwanzig Morgen besitzen, für die Steuern des Bezirks gemeinsam haftbar sind. »

« Wie ich für die meiner Pächter. Priester und kaiserliche Beamte haben's gut. Sie findet der Steuerbeamte nicht. Wenn ich an meinen

[1]) 382.

Vorgänger in dieser Villa denke, dessen Grabstein hier an der Straße steht! Der war Priester des Mars Lenus und Flamen des Augustus in Trier. Er war ein hoher Herr, ich bin nur ein geplagter Fronarbeiter. Wenn ich meine Trupps Gefangener nicht hätte, könnte ich nicht bestehen. Und dabei die beständige Gefahr der Bandenüberfälle und — jetzt immer häufiger — der Alemannen und Chatten. Im ersten Drittel des dritten Jahrhunderts überschritten sie den Limes, wurden aber noch von Caracalla zurückgeworfen. Kaum dreißig Jahre später war der Limes überrannt. Später besiegte Julian sie bei Argentoratum[1]) und stellte die alten Festungen und die alte Grenze wieder her. Neun Jahre nach ihm wurde Valentinian ihrer Herr bei Divodurum[2]) und im Gebiet des Catalauni[3]). Er erbaute große Wachttürme gegen sie. Aber knapp zwei Jahre später war der Feind wieder da. Gratian hat ihn bei Solicomnum[4]) und zehn Jahre darnach in den Gauen der Triboci[5]) besiegt. Das ist noch nicht so lange her. Geht's so weiter mit Anprall und Abwehr? Nicht lange, wenn überhaupt noch!»

«Ich will dir was sagen. Ein Schifferknecht aus Trier hat mir's gemeldet. Kürzlich hat ein starker alemannischer Heerhaufen bei Vingum[6]) über den Rhein gesetzt und rückt schnell vor.»

«Das Schlimmste ist: sobald eine Truppe sogenannter Barbaren erscheint, schließt sich ihr eine Truppe Einheimischer an. Man zieht ihre Herrschaft der römischen Unmenschlichkeit vor.»

«Wir können es uns überlegen. Was macht Eutychus?»

«Mit den Knaben nach Lincera.»

«Desto besser! Und Bissula?»

«Die Schwäbin? Die ist ergeben und plaudert nicht. Schon allein weil sie die Herrin haßt!»

«Wann könnten wir denn zu den Alemannen stoßen?»

«Sobald sie in die Trierer Gegend kommen, Freund. Treffpunkt Trier, in der bekannten Taberna an der Porta Nigra. Erkennungsstab mitbringen.»

«Gut, gut! Ich werde noch meine Kornernte absetzen und soviel Vieh wie ich losschlagen kann, veräußern. Sind alle Blutverschworenen bereit?»

«Alle. Du wirst von mir hören. Ich werde dir Pferde anbieten kommen.»

«Gute Reitpferde kann ich brauchen, Guntram!»

* * *

[1]) Straßburg i. E.
[2]) Metz.
[3]) Gegend von Châlons.
[4]) Im Moselland, Ort unbestimmt.
[5]) Elsaß (Gegend von Colmar).
[6]) Bingen.

Als er gegangen war, suchte Richomir seine Haussklavin Bissula auf. Sie war seine Beute aus dem ersten alemannischen Feldzug Gratians.

Bissula kreuzte die Arme voll Ergebenheit, in ihrem Blick war Freude.

« Bissula, die Herrin ist in Trier, du hast ihre Eifersucht heute nicht zu fürchten. Komm hinaus in den geschlossenen Garten ! »

Die Gartenanlagen, mit neu aus Italien eingeführten Kirschen- und Pfirsichbäumen, erstreckte sich an dem schönsten Teil des Hanges, wo man die anmutige Flußmulde und die bewaldeten Höhen zu beiden Seiten der Alisontia überblickte. Fette Wiesen lagen zunächst, wo Schmetterlinge taumelten und Käfer tollten im Sommerrausch.

Richomir nahm auf einem Steinsessel am Ende des Gartens Platz. Sie stand unterwürfig vor ihm.

« Du weißt, mein Vater war Germane und jenseits des Rheines geboren. Er hatte den römischen Ehrentitel comes, als er im Kampfe fiel. Ich diente 15 Jahre in Trier, wurde centurio am Kaiserhofe, und heiratete die Tochter des römischen Tuchhändlres, deine Herrin. Nun muß ich fort. In den Krieg. Der Kaiser des Westens hat ehedem in Trier eine Rede gehalten, nach der wir Germanen dem Römer grade gut genug sind für den Schmutz und die Gefahren des Krieges. »

« Dann sterbe ich. Diese Frau fürchte ich ! »

« Soll ich Dich freilassen ? »

« Ich will nicht frei sein. Ich bin als Sklavin geboren. Niemand hilft mir in diesem Lande, auch wenn ich frei bin. »

« Ich kann dich weiter verkaufen. »

« Sklaverei ist kein Menschenlos. Und die drüben ? Kommt von ihnen kein Heil ? »

« Die morden alles Männliche, das höher ist als des Führers Schwert. Frauen und Kinder werden verlost. Ich sehe es kommen, Bissula, daß die Adler sinken. Diese Welt ist am Sterben, und die, welche kommt, ist Mord. Bissula, du sollst nicht sterben, ich brauche dich noch. »

Eine Flamme der Freude erhellte ihre sonst groben Züge.

« Du gehst mit mir und noch andern zu den Germanen. Sobald wir durch sind, bist du frei und nimmst die Stelle deiner Herrin ein in meinem Haus. Meine Söhne sind Römer, die werden sich mit ihrer Mutter wohl zurechtfinden. Ich kann das Leben unter dieser quetschenden, raubenden Verwaltung nicht mehr ertragen. Bereite dir in aller Heimlichkeit grobe Mannskleider zu, um als vermeintlicher Ruderer auf einem Moselschiff zu fahren, auch Schuhe und Ranzen, um dann über die Berge zu wandern und die Strapazen des Kriegs-

lebens mitzumachen. Ich werde der Schusterei und dem Kleiderwart Bescheid geben, daß sie dir alles besorgen. Aber reinen Mund!»

«O gerne, Herr! Ich danke dir.»

«Alle Heimlichkeit, bei deinem Leben!»

«Hab Vertrauen, Herr! Auf Leben und Tod!»

Die weiten Hercynischen Wälder schickten ihre Hunderttausende gelbhaariger Krieger, wilde, auf Beute lauernde Horden, und diese brauchten Führer. Richomir hatte sich nie mit dem Lande, in dem er wohnte und der Herrschaft, welcher er diente, verschmelzen können. Von Tempeln, heidnischen und christlichen, wußte er nichts. Er fühlte nur, daß Rom stark, aber fern war, daß Schläge auszuteilen wilder Genuß war, Beute und Sieg Orgiasmus hervorriefen, Blut von Menschen und Tieren süßlich roch und abgewaschen wurde; daß er im ehernen Gefüge der römischen Armee eine Nummer war wie ein Sklave im Ergastulum[1]; daß er nie höherer Offizier werden würde wie die geleckten, parfümierten Knaben aus Burdigala, Lugdunum[2] und Treveris; daß aber mit den Germanen Beute zu holen war und sie das eroberte Land unter die Eroberer teilten. Er schnitt seine Verbindung mit der Römerwelt, die nie sein Inneres erfaßt hatte, scharf entzwei.

Im Jahre 378 war Valentinian den Quaden und sein Bruder Valens zu Adrianopel den Ostgoten erlegen. Die Völkerwanderung hatte begonnen.

---

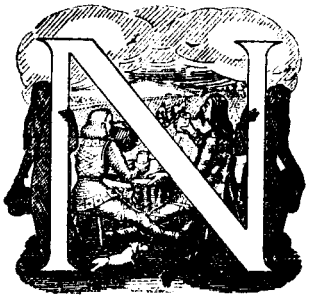
[1] Raum der Sklaven.

[2] Lyon.

Fränkische Küche

533 n. Ch.

Der neue Koch.



IMM es wie du willst, wir sind nicht mehr die Germanen, die wir vor zweihundert Jahren waren,» sagte Kattwald, der Besitzer des fränkischen Großguts, welches an der Stelle der verbrannten Luxusvilla bei dem heutigen Nennig an der Mosel, jenseits Remacum[1]), eingerichtet worden war.

Sein Eidam lächelte blaß.

«Da war,» fuhr der andere fort, und führte den Metbecher zum Munde, «der Braukessel noch das erste Gerät im Hause. Und die Männer! Kennst du die Geschichte von Charietto, den wir noch in Liedern besungen haben, als ich noch ein Knabe war?»

«Ja, die Germanenkraft wurde von den Römern ausgenutzt.»

«Nun wohl, aber Charietto selbst wurde reich und mächtig dabei. Er nahm es eben, wo er es fand! (He, Walburga, noch einen Krug Met!) Du reitest ja doch heute nicht nach Trier zurück, Lallius. Übrigens ist das Zimmer, das unser Königsgeisel Attalus innehatte, jetzt für dich frei.»

«Und er?»

«Nun, den hab ich zum Leibeigenen bekommen und als solchen zum Roßhirten gemacht. Er war, wie du dich erinnerst, hier auf seinen Eid als Geisel Childeberts von Neustrien[2]), als dieser mit König

[1]) Remich.

[2]) Childebert I., 511—558, residierte in Paris.

Theuderich von Austrasien[1]) im Freundschaftsbündnis lebte. Nun dieses gelöst ist, verfallen die Geiseln als Landessklaven ihren Hütern.»

«Ach ja, ich erinnere mich: Attalus, der Enkel des Bischofs Gregor vom Gebiet der Lingoner.[2]) Der genießt ja drüben heiligmäßiges Ansehen.»

«Schon gut, schon gut! Den Großvater in Ehren! Aber mir macht's einen Leibeigenen mehr. Der Junge kann im Hofe bei den Rossen schlafen, die er tagsüber auf die Weide treibt, und hat sich eben zu diesem Ende einen kleinen Koben hergestellt.»

«Ein Zärtling! Und wie paßt es ihm?»

«Das kannst du dir wohl denken. Wie der Kuh der Sattel! Er muß es eben leiden, wie die andern Geiseln auch. Und Knaben dieser Art schadet es nichts, wenn sie frühzeitig das Leben auch von einer andern Seite kennen lernen.»

«Ja, das Leben ist hart.»

«Du in deiner Beamtenstellung in Trier hast wohl nicht zu klagen.»

«Beamter in einer zerstörten Stadt. Auf altem Mosaikboden schreitet der Haushahn, und im Triclinium[3]) steht die Häcksellade. Wie hier!»

«Uns geht's nicht schlecht dabei, wie?»

«Es tut mir leid um den wohlerzogenen Jungen aus hohem Hause.»

«Ach was! Er ist anstellig und wird's schon meistern! Übrigens waren dieser Tage zwei Leute aus Rheims da, vom Priester Paulleillus, wie sie sagten. Sie nannten sich Knappen und wollten den Knaben loskaufen. Ich forderte zehn Pfund Goldes, da zogen sie mit langen Nasen ab.»

«Die drei Tagereisen umsonst!»

«Drei hieher und drei zurück, macht sechs! Glaub mir, die kommen nicht wieder. Der Bischof ist heiligmäßig, aber arm. Er kennt es nicht, Geld zu erpressen und Gold zu horten. Gestern habe ich übrigens von einem Mann aus Orolaunum einen Sklaven für zwölf Goldstücke bekommen. Ach! Lallius, da wirst du Augen machen. Leo heißt er, ist jung, stark, rosig, lächelnd, spricht keltisch und auch germanisch — und die Hauptsache: er kennt die Kochkunst der Westfranken, da er vorher, wie der Händler mir sagte, auf einem Gut im Gebiete der Remi alle ihre Feinheiten gelernt hat. Mit dem was unser Viehbestand, unser Hühnerhof, unsere Jagd und unsere Fischerei tagtäglich liefern, wird er uns leckere Bissen besorgen.

---

[1]) **Theuderich** I., 511—533, residierte in Metz, zeitweise in Rheims.

[2]) **Langres**.

[3]) Speisesaal.

Komm doch am Sonntag mit deiner Frau, der herzigen Irmiza[1]), herüber! Ich lade einige Nachbarn ein. Ihr werdet staunen!»

Attalus und Leo.

Ein Jahr später, um die Zeit der Pflaumenreife, lag der Roßhirt Attalus auf dem Bauch im Gras und sah den Wolken zu, die nach Westen zogen.

Ein leiser Pfiff. Nicht weit von ihm pisperte es.

«Rühr dich nicht! Ich lege mich, als ob ich rasten wolle, dir mit dem Rücken abgewandt, damit niemand was merkt.»

Es war der Koch Leo, mittlerweile zum Leibkoch und Liebling Kattwalds heraufgerückt und darum freier in seinen Bewegungen als die Haussklaven, die das Gehöft nicht verlassen durften, und die Feldsklaven, die bei Tag in Rudeln überwacht wurden und bei Nacht eingepfercht waren wie Tiere, mit eisernen Ringen um Leib und Beine. Er teilte dem ganzen Gesinde Kost und Trank aus.

«Ja, Leo!»

«Nun höre! Morgen, Sonntag, ist Sonnwendfest bei dem alten Heiden. Seine Trierer Familie, die andern Söhne und Töchter, die Nachbarn von den Gehöften diesseits und jenseits der Mosel sind gerufen. Dann wird's spät mit dem Schlafengehn, und die Lebensgeister werden getrübt. Es wäre Zeit, daß wir zum Großvater nach Langres zurückkehrten. Ich hab ihm eine feste Zusage gegeben, dich in einem Jahre zurückzubringen. Vorschlag und Plan kamen übrigens von mir. Deinetwegen habe ich Bischof Gregors Küche verlassen und mich an den groben Tölpel verkaufen lassen.»

«Ich weiß, ich weiß, Leo! Wir werden's vergelten!»

«Sei morgen zu jeder Stunde nach Mitternacht bereit! Ich nehme dich beim Verschlage ab, sobald das Gelage vorüber ist und sie im ersten Schlaf liegen. Als Entgelt für unsere Arbeit dürfen wir dem alten Sauf- und Raufbold seine Pferde sowie die nötigen Kleider und Waffen entwenden. Er hält große Stücke auf mich und meine Kochkunst. Nun, morgen würz ich ihm das Mahl und mach ihm den Met süß und stark!»

«Einverstanden! Ich bin froh wegzukommen.»

«Ich mach mich jetzt fort. Fürchte nichts, alles geht gut, Attalus!»

---

[1]) Irmentrude.

Am Tage nach der Sonnenwende lagen die Entflohenen gegen das Frührot in dem dichten Wald, der sich nördlich Remacum, auf der andern Seite der Mosel, weit ins Land erstreckte. Ihre einzigen Kleidungsstücke, die Westen, die mit Ärmeln und Kapuzen versehen waren und die gallischen Lederhosen, hatten sie zum Trocknen in einer kleinen Lichtung aufgehängt, die den Blick auf das Moseltal gewährte, ohne daß man von dort erspäht werden konnte.

Ein Bächlein trollte da hinunter, ein Pfad begleitete es, und unten duckten sich einige Fischerhütten.

Die jungen Leute hatten sich von Staub und Schmutz gewaschen und sonnten sich in der frühen Glut.

« Hui! das ging gut,» sagte Attalus. « Ich fühle mich schon gerettet. Rasten wir noch eine Stunde, Leo! Aber schlafen kann ich nicht. Denn ich bin gewöhnt, in den Kleidern zu schlafen, und die meinen schaukeln da wie Gehängte. Wie ging das alles? Erzähle jetzt! Froh, überfroh bin ich, daß wir Schild und Verteidigungswaffe haben, wenn der Streich mit den Pferden auch nicht gelang!»

« Ja, Lieber! Aber ein Gericht Bohnen wäre auch nicht zu verschmähen, und darnach Pflaumen und Kirschen aus des Herrn Garten! Ich fürchte, in den Wäldern, durch die wir uns bis nach Hause stehlen müssen, gibt's noch nichts, denn die Beerenzeit kommt erst später in diesem Bärenlande. Wenn wir nur irgendeinen Proviant bekommen! Vielleicht ein paar Fische : aber die können wir auch nicht roh essen! Kauen wir einstweilen an unserer Freude!»

« Aber wie ging's, Leo?»

Attalus zappelte vor Ungeduld und schlug mit den Beinen in die Maßliebchen des Grases.

« Die Mahlzeit von gestern war, wie du dir denken kannst, gut und reichlich. Von Trier hatte man Austern, Kapaune und frühe Pfirsiche besorgt. Die Flußforellen waren zart, und saftig unsere Landschinken-, Wurst- und Bratengänge.

« Hör auf! Hör auf!» bat Leo. « Mir läuft das Wasser im Munde zusammen, und ich hab nur Brunnenwasser, um es hinabzuspülen.»

« Noch nie hab ich solche Lobsprüche eingeheimst, wie gestern. Von allen Seiten kamen sie, und der Alte sah sie als eine Anerkennung seines Haushalts und seiner eigenen Person an und grinste wie eine Geiß, die Mispel frißt. Mit den Weinen ging's auch hoch her. Da haben Kattwalds ihre eigenen Lagen und daneben alte Mosel- und Saarkreszenzen, die diesmal stark gelichtet wurden. Nach Mitternacht kam der Met, alle waren in dulci jubilo. Die Spülmagd Gerda, welche

sich an den Resten gütlich tat, bestellte mich für die Nacht in den Raum neben der Küche. Die wird wohl eine dicke Träne über ihre dicken Brüste vergossen haben, als sie hörte, daß ich weg war. Wann die Gäste fortritten, weißt du. Es wird wohl eine oder zwei Stunden nach Mitternacht gewesen sein. Nur der Trierer Eidam und seine junge Frau verbrachten die Nacht im Hause. Dem ersteren brachte ich noch seinen metsüßen Trunk in die Kammer. Nur weiß ich jetzt nicht, wie ich es mit dem halte. Er hatte nicht viel getrunken und lächelte, als wisse er, was geplant sei. ‚Du Vertrauter meines Schwiegervaters,' redete er mich an, ‚so sage mir doch, wenn du kannst, wann wirst du dich entschließen, deine Rosse zu nehmen und in deine Heimat zu reiten?' — Das sagte er im Scherz, und ich scherzte zurück, um zu sehen, ob er wirklich was wisse: ‚Je nun, um keine Zeit zu verlieren, noch diese Nacht, so Gott will.' — Und er, lächelnd: ‚Dann müssen meine Diener wachen, daß du mir nicht etwa meine Sachen wegnimmst!' Ich sagte: ‚Ja, Herr!' und lachte mit.

« Ich glaube, er ist ein guter Christ und hat uns wohl gewollt. »

« Eher fürchtete er, durch die Gunst, die mir der Herr erwies, würde am Ende sein Erbteil geschmälert werden. Es hatte ja ganz den Anschein, als fordere er mich auf zu fliehen. Lindenschild und Scramasahs[1]) für mich hatte ich schon beiseite geschafft. Aber als wir die Pferde sattelten, sah ich, daß du nichts als einen Kurzspeer hattest. Nun hieß es, dir auch bessere Waffen zu verschaffen, denn wie kann man ohne gute Ausrüstung durch diese wilden Wälder ziehen, selbst auf der via consularis[2]) ? Ich ging kurz entschlossen zum Hausherrn in die Schlafkammer. Er schnarchte schon, erwachte aber grade als ich mit seinem Schild und seiner francisca[3]) entwischen wollte, und lallte: ‚Wer ist da und was willst du?' — ‚Ich bin dein Knecht Leo. Soll ich dem Herrn noch einen Schlaftrunk bringen?' — ‚Schon gut,! Schon gut, Leo!' Und bald schnarchte er wieder wie eine Säge. Bald darauf machte das Eichentor, das bei Einbruch der Nacht mit Hammer und Keil zugepflöckt worden war, sich von selbst auf, du weißt wohl wie. Alle Rosse waren schon von dir gekoppelt und fanden sich bald wie von ungefähr vor dem Tor. Dem einen hatte ich auch noch ein Bündel Kleider aufgepackt. Auch Mundvorrat fehlte nicht, und die Waffen für uns beide hingen fest an den Sätteln. Der Hofhund war's gewohnt, daß du früh ausfuhrst und stand wedelnd, als das Tor sich leise wieder schloß. Alles ging gut bis an den Moselfluß, Lieber.

---

[1]) Kurzes messerartiges Schwert.

[2]) Staatsstraße.

[3]) Gallisches Säbelschwert, Pallasch, Flamberg, oft mit zwei Schneiden (bipenna).

Aber wer hatte die Wache dort aufgestellt, wo sonst keine gewesen war? Ich bin sicher, da war Lallius dahinter. Er hatte mich wohl zur Flucht aufgestachelt, aber da er die schönen Pferde nicht missen wollte, diese Vorkehrung getroffen, um uns bei der Ausführung unseres Vorhabens zu hindern. Du weißt, wie's weiter ging. Wir mußten die Koppeln opfern, auf welche die Wächter sich stürzten, leider auch den Mundvorrat, retteten aber uns und unsere Waffen ins Gestrüpp und von da etwas abwärts in den dort ziemlich niedrigen Fluß. Eine alte Furt und eine alte Flußinsel leisteten uns gute Dienste, und ein fahler Mondenschein tat das Seinige dazu. In der diesseitigen Strömung ging's nicht zum besten, und wir ließen uns auch gern etwas flußabwärts treiben. Der Schild war auf den Rücken gebunden, die eine Hand hielt die Waffe hoch, die andere ruderte. Jetzt sind die im Gehöft wohl alarmiert und nehmen die Verfolgung auf. Eins wissen sie freilich: daß wir nach Rheims wollen, um durch Priester Pauleillus von dort nach Langres eskortiert zu werden. Also heißt es, die Straße meiden! Hallo!»

Nausikaa im Frankenland.

In diesem halblauten Ausruf lag Staunen und zugleich Warnung für den Gefährten.

Denn es kam jemand vom Walde her den Pfad entlang.

Sie sprangen auf, die Hand an der Waffe.

Es war ein Mädchen, das trällernd einherschritt, eine kleine Gerte in der Hand. Es trug Rock und Jacke aus blauem Tuch und ein buntes Kopftuch gegen die Sonne, deren Strahlen in seinem Haar und in den Blättern der Bäume flirrten. Mit einem unwillkürlichen Ha! machte es halt und trat einen Schritt zurück, aber ohne zu erschrecken.

«Ein Waldmädchen», rief Leo.

«Nein, eine Nymphe mit Thyrsus,» meinte Attalus.

«Und ihr? Kastor und Pollux, wie sie bei uns im Mosaik stehen,» spaßte sie.

«Ja, Söhne der Leda und des Jupiter, aus einem Ei auf der Insel Delos geboren. Bist du eine Heidin?»

«Nein, Christin. Ich bin Hörige des Germanen, der an der verbrannten Villa dort oben seine Behausung errichtet hat, mit Hütten für die Hörigen.»

«Ist ein Dorf dort?»

«Nein, das Dorf ist ganz zerstört, die Einwohner alle geflohen. Wildes Gestrüpp starrt dort, wo einst der wohlgebaute Acker-

grund war, und statt der Rinderherden trottet der Wolf die Einöden.»

«Gibt's Wölfe im großen Wald?»

«Ja, im strengen Winter. Im Sommer sind sie in der vasta Arduinna[1]).»

«Führ uns in den Wald, in dem wir nach Westen kommen! Aber am Tag meiden wir die Straße. Komm, setz dich, Mädchen!»

Sie zogen Wams und Lederhose an, die leidlich trocken waren. Das Mädchen zauderte.

«Ich muß unten Fische holen für den Herrn und dann an die Arbeit. Ich gehöre zur familia domestica[2]).»

Sie setzte sich doch an den Bach, und das Bild ihrer runden Wangen im klaren Wasser und des Sonnenscheins in ihren klaren Augen war Morgenverklärung.

«Wie heißt du, Kind?» fragte Leo.

«Theodelinde.»

«Ich heiße Leo. Mein Herr hier ist Attalus, aus edlem Hause. Seit wann Christin?»

«Von Geburt. Eine Stunde von hier wohnt der Pfarrherr, der mich getauft hat.»

«Führ uns zu ihm!»

«Ich kann nicht. Ich würde in den Block gesperrt, wenn ich zu spät käme.»

«Hier ist ein Goldring, Theodelinde. Komm mit, dann wird der Pfarrer dir ihn anstecken und über uns den Segen sprechen.»

«Nein, es geht nicht. Später!»

«Gut! Beschreib uns genau, wie wir nach Andethana[3]) kommen, auf Pfaden womöglich!»

«Kommt! Ich zeige es euch. Auch gebe ich euch die Namen von Leuten, bei denen ihr weiter nach dem Wege fragt.»

Das Mädchen sprang auf, behend und stark und lachend.

«Ich komme zurück,» sagte Leo, als sie auf den Nebenweg einbogen, der in der Richtung zu ihrem Ziele lag. Die Stimmung des Sommermorgens, die Stärke des Lebensgefühls, welches nach der Rettung aus Gefahr und Not in ihm pulsierte, hatten eine Glut in ihm entfacht, die er bis dahin nicht gekannt hatte.

«Ja? Wie?» fragte sie, zugleich neckend und hinhaltend.

---

[1]) Ardennerwald.

[2]) Hausklaven.

[3]) Niederanven.

« Wenn eines Tages vor Mittag an dieser hohen Buche, der stärksten, welche die Lichtung aufweist, ein L eingeritzt ist, sieh hier! — er zeichnete die zwei Balken in den Sand — dann sei an diesem Tag oder an einem der zwei folgenden gegen Sonnenuntergang hier! Wir nehmen dich zu Pferde ab, der Priester Pauleillus von Rheims und ich. »

« Und du bist frei, wie dieser dann ein freier Mann ist », bekräftigte Attalus. « Hier ein kleines Siegel von Bischof Gregorius. »

« Gut, ich will. »

Ihre Zähne blitzten, und ihre Gestalt hob sich klar und kräftig ab gegen die hohen Buchenstämme, an denen sie jetzt vorbeiglitt, der Fischerhütte zu.

« Komm, Leo, es wird Zeit, blick ihr nicht so lange nach! » scherzte Attalus. « Hier den Pfad entlang! »

Zwei Tage gingen sie ohne Speise. Sie wagten zu niemand zu gehen. Am dritten konnten sie ihren Hunger an einem reich behangenen Pflaumenbaum stillen. Er stand nicht weit von der Landstraße. Auf einmal hörten sie Getrappel, konnten sich aber noch rechtzeitig hinter eine dichte Brombeerhecke verstecken.

« Der Priester weiß nichts, » sagte einer der Reiter, die in gemächlichem Paßgang ritten. « Aber wenn ich die Burschen noch erwische, wird einer gehängt und einer von den Pferden, die sie stehlen wollten, zertrampelt. »

Es war Kattwald, der schon auf dem Rückweg von Rheims war, wo er bei Pauleillus nach ihnen gefragt hatte.

« Erst haben! » spottete Leo, als jene außer Gehörweite waren. « Fahrt zum Teufel! »

Am folgenden Tag waren sie in Rheims, wo sie geborgen waren.

Attalus hielt sein Versprechen gegen Leo, dieser das seinige gegen Theodelinde. Den Leo mit den Seinen löste Bischof Gregor vom Joch der Knechtschaft und gab ihm Land als Eigentum. Drauf lebte der wackere Koch mit Weib und Kind alle Tage seines Lebens[1]).

---

[1]) Gregor von Tours, der fränkische Geschichtschreiber, dem wir die großen Züge dieser Geschichte verdanken, ohne die Episoden, war der Urenkel des Attalus. Gustav Freytag nennt die Erzählung « die älteste deutsche Dorfgeschichte. » Steinhausen, dem ich gefolgt bin, verlegt sie in die Gegend von Nennig. Grillparzer hat eine Komödie über den Gegenstand geschrieben, mit dem Titel « Wehe dem, der lügt ».

Willibrord und Aidan

710 n. Ch.

ICH bin, sagte Willibrord, «das Werkzeug Wilfrids, des Eiferers und Willensmenschen. Er war der Kopf und ich bin die Hand, das bescheidene Werkzeug.»

«Und ich,» sagte Aidan, «bin der Schüler Kolomans und der Opferbrand vor dem Altar.»

Sie stiegen die Halde hinauf und setzten sich auf den Mergelboden. Espen standen im Schwarm dort herum, am Rande der Echternacher Hardt. Schildkäfer turnten daran. Der Wind, der in der Hardt surrte, schaukelte sie.

Hinter ihnen erstreckte sich der weite, wilde Wald. Unterhalb ragten Stümpfe einer verbrannten villa rustica[1] in einer weiten Mulde. In der Ferne, an den Ufern der Sauer, lag auf einem Hügel ein kleines Kloster mit einem Kirchlein. Es diente den Schottenmönchen auf ihren Rompilgerfahrten und hatte Raum für zwölf Arme. Ein zweites Kirchlein, Eigenkirche der gottgefälligen Irmina, Äbtissin von Ören, diente den Gehöften, welche die Villa Aepternaca bildeten, diesseits und jenseits des Bächleins. Auf dem jenseitigen Ufer war man im Begriff, ein stattliches Kloster zu errichten, Willibrords casa Dei[2]. Grund und Boden dazu waren ihm von Pippin und Plectrudis geschenkt worden.

---

[1] Ländliche Villa.

[2] Gotteshaus.

Nach dem Aufstieg, der ihnen den Atem etwas benommen hatte, nahmen die beiden Männer die Unterhaltung wieder auf: Willibrord, Bischof von Utrecht, mit dem Pallium der Erzbischofswürde, ein feingeschnittener Angelsachsenkopf, und Aidan, der Mönch, Büßer, Einsiedler der Cella im großen Wald, von der aus er Missionsfahrten in das weite Alemannenland südlich der Donau unternahm. Mit Quertonsur von Ohr zu Ohr, wallendem Haar, blaugefärbten Brauen, breitem Kopf, Schlitzaugen und schallender Stimme, war er einer der Tausende, die von Irland, Ostschottland und später von Northumbrien aus durchs Frankenreich und das heidnische Deutschland zogen, dem Volke hinreißend predigten oder, wenn sie Stab und Bücherranzen niedergelegt hatten, in einer Cella einsam der Buße und Kasteiung lebten, wie die alten Mönche der Thebais und Pontis. Willibrord hingegen hatte sein stolzragendes Klostergebäude errichten lassen: zum Ausruhen in Zeiten der Bedrängnis und Ermüdung, zum Ausbilden des jungen Schwarms, zum Zusammenleben der Klosterleute nach Benedikts Regel. Sein Gesicht war lang und scharf, ohne eckig zu sein, seine Kleidung gepflegt, seine Art milde und eindringlich, wie es einem Mann geziemte, der Freund der Herrscherfamilie und Schützling des Papstes war, der schon als unmündiges Kind Oblate des Klosters, als Knabe und Jüngling in Wilfrids Schule gewesen war und dann zwölf Jahre lang mit den Bekennern Wigbert und Ecbert sich christliche Prägung und Schulung, sowie den Eifer und Geistesflug des Missionars angeeignet hatte. Allerdings war er in seinen Erfolgen als Apostel Frieslands vor allem Missionsprediger, nicht ein gewaltiger Neuordner, wie sein Schüler und Freund Bonifazius, der, von Echternach ausgezogen, die Kirche Deutschlands organisierte und die von Frankreich reformierte.

Der Himmel wob eine weite azurne Kuppel, mit blassen getrübten Rändern im Osten. Hunde bellten jappend, man wußte nicht warum; und die Finken wurden nicht müde, den Frühlingstag zu preisen. Das Monasteriolum läutete eben zur None.

Willibrord winkte einem Presbyter, der in demütiger Entfernung mit einem Lederbehälter gefolgt war und sich für eine Weile auf einen Baumstumpf außer Hörweite gesetzt hatte. Er nahm dem Jüngling den Behälter ab und winkte ihm, sich wieder zu entfernen.

«Ich habe», sagte er zu Aidan, indem er der Mappe Schriftrollen entnahm, «Werke hier, die ich schon früh verfaßt habe: ein Kalendarium und ein Martyrologium. Beide enthalten viele Heilige sowohl der irischen als auch der angelsächsischen Kirche.»

«Schön und neu!»

« Ich habe auch einen Illuminator für codices und einen Barden für die neue Gründung mitgebracht. Du siehst : Ripon, Hexham und Rathmelsigi sind unvergessen ; Wigbert und Ecbert sind noch lebendig in mir, wie Wilfrid ! »

Sie legten die codices beiseite. Willibrord schöpfte Atem zu einem größeren Exkurs.

« Wilfrid maß als erster das Arbeitsfeld in Friesland aus. Es war das Feld, wo der heilige Amandus, welcher für Rom und für Pippin die Wege in Belgien bereitet hat, nur kärglichen Erfolg geerntet hatte. Wie so oft in großen Dingen, kam Wilfrid nur durch eine Fügung des Himmels dorthin. In seinem Streit mit den weltlichen Mächten Britanniens, in welchem er sogar seine Bischofsstellung verloren hatte, wollte er nach Rom fahren. Um Neustrien zu vermeiden, wo er Ebroin fürchtete, kam er übers Friesenmeer und landete bei diesem Stamme, welcher weite Gebiete zwischen Antwerpen und Helgoland einnahm. Es war Winterzeit. Er suchte den Herzog auf und wurde gut empfangen. Den ganzen Winter über predigte er und steckte im Geiste das neue Missionsgebiet ab, das uns Nothumbriern so am Herzen liegt, weil diese Nachbarn jenseits des Meeres alte Blutsverwandte sind, deren Vorfahren zugleich mit den Angeln, Sachsen und Jüten Britannien erobert und neu besiedelt haben. Durch Nordbrabant kam Wilfrid dann über die Ardennen, fuhr per Schiff die Sauer hinauf, fand auf der Durchreise auch im hiesigen Monasteriolum Unterkunft und reiste dann weiter nach Rom. Ein großes Vorbild, ein herrlicher Wegbereiter, der uns dann in Rathmelsigi wie ein Feldherr die Pläne ausarbeitete ! Da er selbst wegen anderer Arbeiten nicht an deren Ausführung gehen konnte, übertrug er sie mir bescheidenem Diener Gottes. Ich machte zunächst eine Romreise, wie mein Lehrer getan hatte. Papst Sergius nahm mich freundlich auf. Ich war sogar der erste Missionar, der von der päpstlichen Kurie eine Genehmigung und einen Auftrag erhielt. Dann ging ich Pippin an, der nach der Schlacht von Testri weite Gebiete Frieslands beherrschte. Auf sein Geheiß machte ich eine zweite Romreise. Es gelang mir, die ersten Verbindungen der fränkischen Königsfamilie mit Rom anzuknüpfen. Meine Tätigkeit war eine Festigung der Kräfte des Königtums einerseits und des Papsttums andrerseits, als Band aller Christen, und beider als Bande der Ordnung. »

« Unsere Kirche ist nicht für das Papsttum, » replizierte Aidan. « Der Papst mag in Rom herrschen. Hier ist Keltenboden. Kelten sind hieher als Missionare gekommen, als das Angelsachsentum den größeren Teil Britanniens erobert hatte. Wir ersahen zuerst Iona,

dann Northumbrien und endlich das keltische Festland aus, um unsere geistigen und religiösen Schätze auszubreiten. Während die Westgoten und Burgunder im romanisch gebliebenen Gallien missionierten, haben wir es in den keltischen Teilen Galliens und Südgermaniens getan und tun es weiter.»

«Jetzt hat aber das Angelsachsentum Kirche und Kultur gefunden, es ist nicht mehr heidnisch. In Whitby wurde der große Schritt getan. Gilt es denn jetzt nicht, vereint, als angelsächsisch-irische Mission, weiter zu schreiten, als die Fackel des Westens, und sich dabei auf römisches Kirchengefüge und fränkisches Staatsgefüge zu stützen? Chlodwigs Werk ist erschüttert. Nun wird es durch das Werk Ethelberts von Kent erneuert. Columbans Werk ist erschüttert: es wird durch Benedikt von Nursia neu geschaffen.»

«Unsere Kirche ist nicht die eure. In Whitby stand Columban der Jüngere gegen Wilfrid. Unsere Priester dürfen heiraten, wir haben Wanderbischöfe ohne Sprengel, wir feiern unser eigenes Osterfest, haben unsere eigene Taufzeremonie. Wir gehen auf Patrick zurück, den großen Apostel Irlands, auf Columban den Älteren, den großen Missionsgründer, auf Columban den Jüngeren, den Klostergründer des Kontinents. Unsere Klöster unterstehen keinem Bischof, es darf sogar kein König hinein. Wir haben bei den Alemannen und Helvetiern missioniert, von der Donau bis zu den Alpen Gesittung begründet. Uns überlaßt die Kelto-Germanen und Thüringer! Übernehmt ihr die Nordgermanen! Besser reinliche Scheidung als gemeinsames Vorgehn!»

«Aber Gefüge, Aidan! Die Welt braucht Gefüge. Der römische Geist hat solches bewirkt, so lange ein Römerreich bestand; der angelsächsische tritt in seine Stapfen.»

«Nein, der apostolische Geist, die Hingabe an den Geist ist das Gottgewollte. Schon Chlodwig hat probiert, was ihr wollt. Er hat den Geist ins Joch gespannt, die Kirche zur Dienerin gemacht, die Adligen zu Tausenden in die fetten Pfründen gelockt. In den germanischen Staat hat er das römische Bistum eingesetzt, als ein gefügiges Werkzeug, und ihm große Schenkungen gemacht. So schuf er eine gallisch-fränkische Landeskirche, vor welcher der Papst zurücktrat. Die Folge: die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts war das Abscheulichste an Niedergang und Laster, was es seit dem Zusammenbruch des Römerreichs gegeben hat. Glaube mir: Erwählte sind für den inneren Menschen da. Von ihm aus fordern wir eine Erneuerung an Haupt und Gliedern.»

Sein Haupthaar flirrte in der Sonne, ekstatisch leuchtete sein Blick.

« Ich denke an Martin von Tours und sein hartes Büßerleben, » fuhr Aidan fort. « Die Gemeinschaft verdirbt und lenkt ab. Künste sind des Geistes Spiel am Hang des Verderbens. Wir singen Psalmen, zu denen die Tiere des Waldes uns die Responsorien geben ; wir roden das Heidentum aus, wie die Stämme und Strünke des wilden Waldes. Aber die Großen lassen wir weg. Sie kennen sich und ihren Besitz und ihre Sippe und die Erbschaft, die sie dem Erstgeborenen zurücklassen, da er für die Fortdauer ihres Namens sorgt. Sie sind das Übel von Anbeginn ! »

« Nein, Wilfrid hat recht, » sagte Willibrord sanft und bestimmt.

Aidan ging, glühend und schlicht, in seine Cella zurück, zum Wilden Stein, wo er hauste, zu seinem Altar, der mit Fichtenzweigen und Quendel geschmückt war.

Willibrord sah ihm lange nach. Dann stieß er den Stab hart auf, hielt die blauen Sachsenaugen fest gen Himmel, wie ein Kapitän am Steuerbord, der in allen Stürmen und Wettern ein Hort ist, und ging mit seinem Presbyter langsam und würdevoll in seine casa Dei zurück. Sie war mit ihrer schon reichen Dotation die Belohnung Pippins und seiner geistlichen und weltlichen Großen. Verschieden von Aidans Cella, sollte sie die Jahrhunderte überdauern, während Aidan keine andere Belohnung wollte als die im Reiche des Geistes.

Die Haimonskinder

SCHERZO

In einer weiten Lichtung des Ardennerwaldes lebte der Riese Oger mit seiner Frau Ogaressa und seinem Töchterchen Ogarina, auch Riesling genannt.

Oger konnte den Wohnort, an den er vor beiläufig hundert Jahren gekommen war, nicht mehr verlassen. Denn die Bäume, die mittlerweile heraufgewachsen waren, gingen ihm bis an die Hüfte und standen so dicht, daß er den Riesenwald hätte entroden oder mit seinen Füßen, die so breit waren wie Tische, darauf treten und darin einsinken müssen. Dasselbe galt für die wilde, plumpe Riesin. Nur klein Riesling hatte noch die Hoffnung, zu ihresgleichen zu kommen, wenn sie sich an weniger dichten Stellen durchwinden würde bis zu den Riesengeschlechtern im Wasgenwald, in der Eifel, im Teutoburger Wald oder im Böhmerland.

Der Riese hatte eine Vorliebe für Menschenfleisch, das seinen Nüstern herrlicher roch als alles Wildpret. Aber die seltenen Menschen im Ardennerwald, der achtzig deutsche Meilen lang und vierzig breit war : die Einsiedler, Förster, Jäger, Fischer, Holzer und verstreuten Hofmeier, hatten ihre Siedlungen besonders an den Rändern, zu den Franken oder Wallonen hin, und er konnte ihrer nicht habhaft werden.

So hielt er sich 365 Kühe, eine für jeden Tag (es gab noch keine Schaltjahre), als Zehrung, und ihre Weide, Stallung und Winternahrung war die Hauptsorge der Familie. Brach ein Wildschwein oder gar ein Wisent ein, so schlug er das Tier mit dem Fuße und

schmiß es an die Felsen, daß es barst. Gegen die Wölfe und Bären, die häufig und hungrig waren, und den Kälbern nachstellten, hatte er große Stallungen errichtet, nach denen der Ort in der Rodungszeit den Namen Stavelot erhielt. Das liebliche Wässerchen, das man nach seinem immerwährenden Gurgeln Wrth nannte, sorgte für frischen Trank. Kleider brauchte die Riesenfamilie nicht, außer ein paar Fellen, denn sie wohnte in dem großen Schieferfels Riesich, der breit und hohl war und heute eingefallen ist.

Nun geschah es eines schönen Sommertags, daß das Roß Bayard mit den vier Haimonskindern, eines hinter dem andern auf seinem Rücken, dort durchkam, von der Maas oder der Semois her oder auch von Aachen, wo die Tapferen sich mit dem mächtigen Kaiser Karl entzweit hatten. Auf steter Flucht, in immerwährendem Kampf mit den Verfolgern, unbesiegbar, unbezwinglich in ihrem Freiheitssinn, machten sie dem mächtigen Herrscher des Okzidents viel zu schaffen. Es gab im großen Wald alte Pfade, historische Straßen, die übergrast und verwildert waren, auf denen waren sie den Häschern ausgewichen.

Die Lichtung des späteren Stavelot war weit und freundlich. Das Roß mit den vier Reitern war auf einmal unter den Kühen — es flog manchmal wie der Blitz — und den Kälbchen, die sich wacker tummelten, und eines von ihnen hatte Renaud sich bald geholt, ehe Riesling etwas merkte. Dann aber erscholl ein Schrei wie der eines Waldhorns oder wilden Esels : sie rief um Hilfe. Die vier blickten erstaunt auf das Trampelkind und machten die Gebärde des Essens. Da kam schon der Menschenturm heran mit einer Keule so lang wie ein Heubaum. Renaud stand vorn auf dem Pferd, einer der Brüder hielt ihm die Beine fest. Da tat Bayard etwas, das unter seinen vielen Ruhmestaten eine der rühmlichsten ist : es sprang an den höchsten Fels, der dort ragt — sein Hinterfuß ist dort noch gezeichnet — und rettete seine Last vor des Riesen Keule, die vorbeisauste und am Felsen zerschellte. Im Augenblick, wo Oger sich nach dem größeren Stück bückte, zuckte Renauds Schwert auf und drang ihm tief in den Nacken, dort wo man bei Spielen den Stier trifft, bis ans Heft, bis ins Herz. Der Kirchturm wankte, spie Blut wie eine Fontäne und schlug mit der Hand, die einer Elefantentatze glich, blind um sich. Aber schon stand Bayard aufrecht, die Knaben saßen wie gegossen auf ihm. Das gute Pferd machte den Sprung über einen mächtigen Heuhaufen und sauste davon.

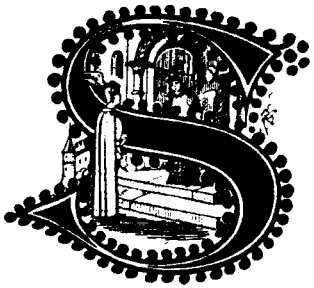
Das Todesächzen Ogers, die Jammerrufe Ogaressas und Ogarinas klangen bis an die Maas, wie ein pfeifendes Heulen des Windes in den Baumkronen.

Ogaressa und Ogarina wanderten aus. Sie rodeten sich stundenweit einen Weg, bis sie an das Gutland kamen. Von dort strebten sie weitausschreitend dem Wasgenwald oder Wasichenwald zu, wo sie bei Niedeck auf eine Riesensiedlung stießen. Dort beendete Ogaressa ihre Tage, und Ogarina ward eines jungen Riesen traute Gattin.

Die Siedlung an der Ourthe wurde von Mönchen benutzt, die weitläufige Klostergebäude dort anlegten. In diesem Kloster ist auch die Geschichte Bayards und der vier Haimonskinder aufgezeichnet worden. Der Riesenkampf in Stavelot ist aber den Klosterschreibern nicht bekannt gewesen.

Lohengrin und Belaye[1]

EINE SAGE



IE war aus Königsblut, und ihre Magen hüteten sie wie den Apfel ihres Auges, die schöne Aye, das Ardennerkind.

In den Abteien Prüm und St. Hubert hatte man sie in dem Wissen und der Sprache der Franken unterrichtet, und sie war aufgeschossen wie eine Felsenblume, zart und doch stark, sittsam und in allem unterrichtet, was sich ziemte, wenn sie auch nicht, wie später Ermesinde und Yolande, ein Kloster gründete mit schönem, klingendem Namen. Der Marschall Burgverweser und der Hof hüteten sie auf der mächtigen, ragenden Burg. Von dort stieg sie manchmal ins Tal hinunter, zierlich und scheu, aber freundlich mit allem Volke, blond und silbernen Angesichts, Blüte der Blüten.

Wer konnte der Blume teilhaftig werden?

Ein Königssohn?

Nein! Es war ein Ritter aus fremden Landen, dessen leichtes Schiff von einem Schwan gezogen wurde. Im Abendlicht schimmernd, in heller Rüstung, war er den Burginsassen erschienen, während der Schwan mit dem Schiffe wegfuhr, und hatte sich Loherangrin geheißen. Er war wie ein Wunder der Ritterschaft. Sein Panzer glänzte, sein Degenknauf war mit Edelsteinen besetzt, sein Visier von weißen Schwanenfedern überwallt. Hoheit und Würde strahlten in seinen Mienen, als er um ein Obdach bat.

---

[1] Aus Grimms Sagen: «Loherangrin in Lothringen» (erweitert) u. a.

Noch ehe jemand sonst antworten konnte, sagte Belaye, zierlich wie eine Sylphe :

« Herr Ritter, dieses Schloß ist das Ihre ! »

Und ihr Wort war wahrer, als es in dem Augenblick, wo es nur höfische Höflichkeit ausdrücken wollte, zu sagen schien. Denn sie war von Liebe zu Loherangrin entbrannt und ward ihm bald zu eigen, obwohl er als Bedingung setzte, daß er fremd bleiben müßte, daß sie nie nach seiner Herkunft fragen würde, da er sie sonst allsogleich verlassen müßte.

Die stolzen und geldgierigen Magen waren erbittert auf den Unbekannten, und Belayes Kammerfrau Megintrude ward der Verschworenen Vertraute. Ihre Rache und Hinterlist sollten Furchtbares zeitigen !

Loherangrin war im Begriffe, sich auf der Burg Belayes zu verliegen, und so bat er, in den großen Wäldern jagen zu dürfen. Er war stark und kühn, und die Ardennen boten des Wildes genug. Wenn er tagelang fort war, grämte sich Belaye um den Teuren. Sie war minnekrank geworden und fürchtete Loherangrins Wankelmut. Nie würde sie ihr Wort gebrochen und ihn nach seiner Herkunft gefragt haben, wie Else von Brabant, die durch ihre Frauenneugier ihr Glück mit ihm verscherzt hatte. Bei ihr hatte er Schwert, Horn und Fingerlin[1]) zurückgelassen. Doch das wußte Belaye nicht. Ihr war auch unbekannt, daß er Parzivals Sohn und aus Gralsgeschlecht war.

Die Kammerfrau war neidisch und falsch und von den Adelingen bestochen. Sie flüsterte der Herrin zu und lag ihr an : « Nur durch Fleisch, das aus des Liebsten Körper geschnitten ist, und das ihr esset — so sagen die Ärzte und weisen Frauen — könnt ihr von eurer Minnekrankheit genesen. »

Sie erschrak.

« Nein ! Nimmer ! Nicht soviel als eine Schramme, oder einen schwärigen Finger, könnte ich ihm verursachen, geschweige denn eine Wunde, und nun gar eine brestige. Eher selbst sterben ! »

Durch ihren Widerstand angestachelt, entwarfen die Magen und die ihnen ergebenen Ritter einen andern Plan, um ihm das Fleisch auszuschneiden und Belayes Not zu lindern. Mit 200 Mann lauerten sie dem Hehren auf, als er auf der Wildschweinsjagd entschlafen war, einen erbeuteten Eber neben sich. Er fuhr auf aus einem bösen Traum. Er hatte tausend Schwerter auf sein Haupt gezückt gesehen. Wild umringten sie ihn. Er erschlug ihrer hundert mit seiner Wehr in über-

[1]) Ring.

menschlichem Kampf. Aber der böse, belfernde Golo traf ihn mit seinem Ger an der Armader. Die Wunde war tödlich, da reichliches Blut entströmte und kein Verband zur Stelle war. Nach zwei Stunden gab der herrliche Held im Gehölz den Geist auf. Die Verräter waren ihm vorher zu Füßen gefallen und hatten ihn um Verzeihung gebeten, seiner großen Tugend wegen.

Erst jetzt rief man Belaye. Sie ritt hinaus, Böses ahnend. Als sie den entstellten Toten erblickte, erschrak sie so heftig, daß sie über dem Leichnam verschied.

In einer Klosterkirche wurden Loherangrin und Belaye neben einander begraben. Der Sage nach war es das Kloster Frauentreu, das im Normannensturm zugrunde ging. Sie waren gebalsamt und zusammen eingesargt worden. Ihre Leichname wurden den Pilgrimen gezeigt.

Das Land, wo Belaye geherrscht hatte, vorher Lyzaborie genannt, wurde nach Loherangrin Lotharingia geheißen.

Siegfried und der Kirchherr von Weimerskirch

963.

ER Leutpriester Wirich von St. Martin, Weimerskirch, ging, den Saumweg des Tales vermeidend, über die Höhen der Alzette entlang nach Süden. Der große Wald kam damals bis an die Talhänge heran.

Nach etwa einer halben Stunde war er am Ziel und staunte: die neue Burg Lucilinburhuc war fast fertig. Der Hauptturm auf dem Bockfelsen war schön und stattlich geworden, die Mauern für den Bering des Gesindes bis an die drei alten Bäume fest gefügt. Der Kaufkontrakt war doch erst am letzten Palmsonntag unterzeichnet worden, und jetzt war Martinitag, der 11. November!

« Hat der Teufel die Hand im Spiele? » murmelte er für sich.

Dem neuen Herrn sagte man ja trotz seiner Frömmigkeit mancherlei nach, war auch solches zuzutrauen! Er war lange in Metz gewesen und hielt sich jetzt meistens in Trier auf. In beiden Städten war sein Vater Wigerich Pfalzgraf gewesen, und dort gab's, neben der Frömmigkeit, von Römerzeiten her viel Gaukelspiel und Zauberwerk.

Siegfried, der Burgbesitzer, der eine Grafschaft im Moselgau verwaltete, saß im Hof auf dem Herrensitz, der aus Eichenholz geschnitzt und mit dem schwarzen Fell eines jungen Bären belegt war. Seine Füße ruhten auf einem Schemel, seine Hand hielt den weißen Herrenstab.

Er war Collator der Pfarrei und lud seinen Kirchherrn ein, neben ihm Platz zu nehmen. Dieser fing sogleich an, von seinem Lieblings-

thema zu sprechen : das Weltende sei nahe, denn Mahomet sei der Antichrist.

Er war in Jerusalem gewesen und kannte eine unerschöpfliche Anzahl von Erzählungen über Sarazenengreuel, die an den Christen verübt worden waren.

« Karl Martell und nach ihm Karl der Große haben sie besiegt. Das war die schönste Zeit der Menschheit seit den Antoninen. Man sagt ja, in Spanien habe sich jetzt bei den Arabern die größte Kultur unserer Zeit entwickelt. Aber in Palästina, Herr, hausen die Türken, diese andern Mahommedaner, wie Unmenschen. Es geht nicht mehr, es geht einfach nicht mehr ! »

Der Sechzigjährige ereiferte sich etwas stark. Siegfried hörte ihm nur halben Ohres zu. Er hatte andere Mucken im Kopf !

« Hör », sagte er. « Lies sechzig Messen, zehn für jedes meiner Kinder ! Die Sarazenen sind fern, das Jahr tausend auch. Beide sorgen für sich, ich sorge für mich. Lies sechzig Messen, ich schenke dir zwei Hörige, auch Brot und Wein. Du bist mein Seelsorger, aber ich bin der Vogt von St. Maximin, das dich hieher gesetzt hat, und dein Collator. Halt die Hörigen in Zucht ! Lehr sie Gehorsam gegen meinen Willen und gegen den Willen Gottes ! Wir Adlige müssen reiten und streiten, jene müssen fronen und abgeben. So werden die Jahrhunderte gehen auf dem Felsennest hier, wo die Römer mir schon vorgebaut haben. Trink ! Der Tropfen ist rauh, aber gesund. Der Jongleur wird uns später etwas zur Laute spielen. Aber erst sehen wir uns das Kampfspiel der Knechte an, die heute Sankt Martin zulieb am Nachmittag feiern durften. Sie bekommen auch ein Faß von meinem Bier und einen Krug von dem Wein, den der Müller im Tal ihnen gestiftet hat. Er ist nicht so gut wie dein Sonnenberger. . . . »

« Respekt für den ! » fiel der Pfarrer ein. « Es ist mein Meßwein und kommt gleich nach dem Trierer. »

Siegfried lächelte.

« Erzähl mir die Geschichte vom Bernacrus genau ! Da ich ja künftig in deiner Seelsorge bin, möchte ich etwas über diesen meinen schlimmen Vorläufer wissen, sei es auch nur, um das Gegenteil von ihm zu tun. »

« Es war so : » sagte der greise Herr schmunzelnd und legte die Stirn, wie auch die Mundwinkel, in leise Falten. « Dies Weimerskirch, wo schon Sankt Martin durchgekommen ist, wurde der Abtei St. Maximin durch Karl Martell glorreichen Andenkens geschenkt, weil er durch den heiligen Maximinus von schwerer Krankheit genesen war. Die Heilung wird ja unter den Wundern des Heiligen erwähnt. Im Jahre 926 überließ das Maximinerkloster durch feier-

liche Urkunde die Kirche von Weimerskirch mit Pfarrwittum einem gewissen Bernacrus von Radinga an der Orne in Lothringen. Dazu gehörten ein Herrenhaus mit 20 Zinsmansen[1]) und 100 Mansen herrschaftlicher Aecker, eine Hardt zur Schweinemast und sechs Mühlen. Er sollte das alles allerdings nur als Prekarbesitz, zur lebenslänglichen Nutznießung, für sich, seine Frau Eva und seine Tochter Albuera übernehmen. Als Gegenwert vermachte er dem Kloster den Vollbesitz all seiner Güter in Lothringen. Bernacrus war ein wilder, gewalttätiger Mann und ein großer Nimrod vor dem Herrn. Auch Falkenbeize pflegte er.»

Siegfried unterbrach: «Eine Sitte, die aus Persien herübergekommen ist.»

«Ich hab sie im Orient gesehen,» antwortete Wirich, «wo Herren und Damen, die Falken auf edelsteinbesetzten Handschuhen, zur Jagd ritten. Aber einen Falkner konnte der Mann sich nicht halten, denn die haben ein Einkommen wie Fürsten. Warum er von der Orne hier herüber wechselte, wissen wir nicht. Vielleicht hatten die nahen Ardennen, in denen schon die Karolinger so viel gejagt haben, es ihm angetan.»

Siegfried stimmte zu: «Ja, dort unten in den weiten Flächen Lothringens hat man nichts Ähnliches. Zur Großjagd müssen die Herren schon in die Vosegusberge oder in den wilden Waverwald ausziehen.»

«Nun, dann wird's wohl so sein. Vielleicht war er auch drüben ein Wüstling gewesen und gab dem Kloster dafür seine dortigen großen Liegenschaften zu eigen, zur heilsamen Buße, um als Entgelt die Nutznießung des Weimerskircher Besitzes anzutreten. Daß er wild war, sehe ich an der Legende, die Sigehardus im Leben des heiligen Maximinus vermerkt. Ich konnte sie selbst bei einer Pilgerfahrt nach Trier in dem besagten Buche nachlesen. Sie berichtet folgendes:

«Da Bernacrus die armen Zinsbauern Weimerskirchs ausbeuten wollte, suchte er nach einem Vorwand. Nun hatte er einen alten Mann von geringem Verstande unter ihnen entdeckt, der mit dem Zins im Rückstande war. Er log diesem vor, er, Bernacrus, müsse mit Frau und Kind einige Zeit fort, der Leibeigene müsse ihm also den Falken während dieser Zeit pflegen. Vergebens warf der Ärmste ein, er könne das nicht, das gehe über seine Kenntnisse und über sein Vermögen: der Edle brachte ihm den Falken und ritt fort. In der dampferfüllten Kate — es war Winterzeit — und ohne die rechte

[1]) Spätlateinisch: mansus, Hufe, etwa dreißig Morgen.

Nahrung, starb der Vogel bald. Der Kätner dachte in seiner Herzenseinfalt: ‚Einerlei, ich muß dem Herrn den Falken zurückgeben, tot oder lebendig!' Er salzte ihn ein und setzte den Topf beiseite, bis die Rückgabe gefordert würde. Als Bernacrus das tote Tier sah, geriet er in helle Wut, schrie, daß es ein Fall von Verschwörung der ganzen Kätnerschaft sei, und lud alle zwanzig Hörigen vor Gericht in sein Herrenhaus, mit der Drohung, sie insgesamt mit ihrem Besitz haftbar zu machen und auspeitschen zu lassen. Dann ritt er weg. Die armen Leute jammerten und fanden kein anderes Heil, als sogleich zwei junge, kräftige Burschen aus ihrer Mitte nach Trier zu senden, um St. Maximin anzurufen. Diese gingen die Nacht durch und kamen gegen drei Uhr morgens an, grade als die ehrwürdigen Patres in der Mette waren. Die Bittgänger schlugen laut ans Tor und wurden vorgelassen, weil der Pförtner glaubte, wo man so klopfe, sei eine hohe Persönlichkeit mit dabei. Die Weimerskircher drangen mit ihren Reiseknüppeln in die Kapelle vor den Altar des Heiligen. Dort schlugen sie zuerst heftig auf, wie um St. Maximin zu wecken, und erzählten ihm dann die Not ihres Dorfes. Und siehe da! Um dieselbe Stunde ging Bernacrus, der bis dahin mit seinen Kumpanen geschmaust und gezecht hatte, hinaus und gab mit dem Genossenen sein sündhaftes Leben hin. St. Maximin hatte geholfen! Seine Witwe und seine Tochter sprachen nicht mehr von einer Strafe der Hörigen!»

«Ist ihm recht geschehen, dem Satan!»

«Es ist ja eine Legende, aber nicht schlecht, wie?»

«Wollte Gott und mein Patron — ich habe ja keinen, die Siegfriede müssen sich erst geistig durchkämpfen, ehe ihnen ein Heiliger ersteht, und das Leiden können sie nicht leiden, aber nehmen wir an, ich habe einen — daß ich eine solche oder eine bessere Legende für meine neue Burg bekomme!»

«Nun, nun! Das Kloster St. Maximin hat wohl bei der unsern ein bißchen geholfen, das machen die Klöster sehr gut. Sie erfinden auch Stoffe zu Epen und Chansons de geste, in denen sie keineswegs zu kurz kommen. Für die Burgen sorgen die Jongleurs und die gelehrten Herren im selben Sinne. Der Burgherr muß nur Macht und Reichtum genug haben und milde sein! Dann kommt das andere von selbst!»

«Macht, Reichtum, Ruhm! Mein Vater hat schon vorgesorgt, meine Brüder verfolgen sie weidlich, ich komme für mein Teil auch nicht zu kurz, das schwör ich dir! Erzbischof Bruno von Köln hilft. Er ist ja zugleich Herzog der beiden Lothringen und als Bruder des Kaisers auch Reichsverweser. Man hat mich dank ihm schon zum Vogt von Echternach und Sankt Maximin gemacht und zählt dafür auf

meine gute Faust und die meiner Sippe. Ein starker Vogt muß eine starke Burg haben und viele Mannen, um den Klöstern beizustehen. Das eine und das andere will ich haben. Zu dem Zweck hat St. Maximin mir so bereitwillig die Ruinen des alten Kastells hier überlassen. Erst hatte ich Bodeux in den Ardennen dazu ausersehen, aber die Abtei Stavelot war dagegen. Der hiesige Platz ist auch besser. Er hat eine Lage wie kein zweiter weit und breit!»

«Stimmt, Herr Graf!»

«Trink noch einen Tropfen, mein Pastor! Wenn wir ausgetrunken haben, stelle ich dir meine Frau Hedwig und die zwei Ältesten vor. Ich habe sechs Kinder, obwohl ich erst als Vierzigjähriger geheiratet habe. Später werde ich auch eine Burgkapelle und einen Burgkaplan haben. Bis dahin mußt du uns in allen spiritualia aushelfen. Komm! Wir sehen uns erst den Markt im Vorhof an und später den Spottkampf der Knechte.»

* * *

Ein Gaukler und Schwerttänzer stand im Vorhof, bereit, einzutreten, wenn das Scheingefecht der Knechte, das eben auf einen Wink des Burgherrn begann, zu Ende sein würde. Einige Verkäufer hatten sich an den Seiten aufgeschlagen, darunter ein mulattenbrauner, reisender Syrer, mit Tüchern und Gewürzen. Alles Gute kam damals aus dem Orient. Die Knechte hatten sich, fastnachtsmäßig, rostige Rüstungsstücke und Holzwaffen bereit gemacht und rückten zu je sechs gegen einander an. Es gab ein Klappern und Balgen, mit unendlichem Gelächter, und die Sieger erhielten vom Grafen eine Anzahl Denare. Bier gab es für alle. Einer der Kämpfer mußte verbunden werden, so sehr hatte das Holzschwert seinem schlecht geschützten Gesichte zugesetzt.

«Gut getroffen!» rief Siegfried seinem Gegner zu. «Man muß nicht bloß um sich hauen, sondern sich auch gut schützen!»

Zum Kirchherrn gewandt, fügte er hinzu:

«Wer doch da mitmachen könnte! Meine Knochen ächzen förmlich nach einer Rauferei und Keilerei, wie sie das gute Volk übt. Die Adligen werden vielfach zu weich!»

Die Gräfin Hedwig und die zwei ältesten Söhne blickten von den Fenstern aus zu, klatschten hie und da Beifall und lachten unbändig. Hedwig trug ein golddurchwirktes Gewand aus Pleialt, die Knaben Wams und Hose aus vairfarbigem Taft, der als besonders vornehm galt.

Siegfried rief sie herunter und stellte ihnen den hochwürdigen Herrn vor. Die Familie war erst in die neue Burg auf Besuch gekommen, sollte aber bald einziehen.

Dann machte der Gaukler und Schwerttänzer seine vielbewunderten Kunststücke und wurde reichlich entlohnt.

Nach ihm kam ein Trierer Sänger in den Burghof. Er gehörte zu der angesehenen Klasse von Leuten, die damals zugleich Komponisten, Impresarios und Verleger waren. An den Burgen und Höfen rhein- und moselabwärts war er wohl bekannt und gelitten. Er sang nicht bloß einfache Lieder zur Viole oder zur keltischen Rotte[1]), sondern hatte auch epische Gesänge älterer und neuerer Zeit in seinem Repertoire. Zum Schluß holte er seine Frau und einen Gefährten herbei, die draußen auf seinen Ruf warteten. Im inneren Raum gaben die drei, schön kostümiert, eine dramatische Vorführung der Carmentalegende. Zum Anfang und zum Schluß bildeten sie sogar ein richtiges Orchester mit Pauke, Cymbal und Glockenspiel. Reich entlohnt und mit einem Glase Wein beehrt, verabschiedeten sie sich am Spätnachmittag.

« Auf deutsch heißt die Geschichte der Carmenta : Melusina, die Wasserfee » sagte der Kirchherr.

« Nun, sie soll uns und den Unseren eine gute Fee sein ! » entgegnete Siegfried.

Da die Sonne schon längere und kühlere Strahlen über den Arloner Kiem ergoß, nahm auch Pfarrherr Wirich seinen Abschied und stapfte auf dem kürzeren Talwege seiner Wohnung zu.

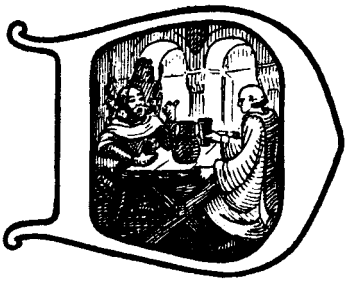
---

[1]) Rotte oder Rote war die Streichgeige, im Gegensatz zur Vielle oder Zupfgeige.

Konrad der Büsser

1085.

Hic cum inter seculi principes fama probitatis esset celeberrimus[1] .....
Grabschrift Konrads I.



ER Abt des Stifts von St. Vanne, dem berühmten Kloster von Verdun, war eben angekommen und saß mit seinem Vater, dem Grafen Konrad I, an einem Bohlentisch im Pallas des Kastells Lützelburg. Ein weißer Jagdhund kauerte zu Füßen des Grafen, ein Page hielt seinen Lieblingsfalken auf der Faust.

Konrads Stirn war umwölkt. Durch den Streit mit Trier, in dem er unrühmlich unterlegen war, fühlte er sich noch immer gedemütigt, durch bittere Erfahrungen war er gewitzigt worden. Er zeigte Freude über die Ankunft seines jüngsten Sohnes aus zweiter Ehe, den er zum provisor et ordinator der neu zu gründenden Abtei Münster bestellt hatte.

« Erzähle mir, Rudolf, die Geschichte der Kaiserin Kunigunde und ihrer Nichte! Ich hab immer nur Ungenaues darüber gehört. Du als Kirchenlicht wirst sie wohl näher kennen. »

« Gerne, Vater! Aber darf ich vorher eine Bitte aussprechen? Ich möchte nachher aus deinem Munde die Geschichte der Gefangennahme des Erzbischofs Eberhard von Trier hören, für die du jetzt noch büßest. »

« Einverstanden. »

[1] Da dieser unter den Fürsten des Jahrhunderts im Rufe der Ehrlichkeit der berühmteste war.

« Nun, hier ist zunächst die meinige. Sie ist unter ihren Wundern verzeichnet.

« Kunigunde, die heiligmäßige Kaiserin aus unserem Stamme[1]), ging nicht gelinde vor, wenn sie in ihrem Rechte war.

« Sie hatte eine Nichte, Uota oder Uda, die von ihr erzogen und in Frömmigkeit und Wissenschaft unterwiesen worden war. Die Kaiserin selbst, die mit ihrem Mann, dem Kaiser Heinrich II., in einer sog. Josephsehe lebte, hatte keine Kinder, aber sie war stolz auf ihre Nichte und machte sie zur Äbtissin von Kauffungen, der Abtei, welcher sie so viele Schenkungen machte. Uda leitete diese Abtei vier Jahre, von 1019 an. Aber nur eine Weile war die bis dahin vorbildliche Jungfrau eine gute Äbtissin. Sie ließ sich bald von dem Strudel weltlichen Sinns hinreißen, der damals auch vor den Abteien nicht haltmachte. Kunigunde hörte von ihrem leichtsinnigen Lebenswandel, ermahnte sie und drang in sie. Uda versprach Besserung und handelte nicht nach ihrem Worte. Eines Tages wurde in der Ortschaft eine feierliche Prozession abgehalten. Kunigunde war heimlich angekommen, um ihre Nichte bei der Ausführung ihrer Pflichten zu beobachten. Aber was entdeckte sie? Die leichtsinnige Äbtissin saß mit Genossinnen schmausend im Remter und ließ Prozession Prozession sein. Die empörte Kaiserin hob die Hand in heiligem Zorn und gab ihrer Nichte eine solche Ohrfeige, daß die roten Streifen der strafenden Finger auf Udas Wangen ihr Leben lang sichtbar waren. Letztere, ihrer Stellung entsetzt, zeigte sich nicht mehr in der Öffentlichkeit, für welche sie vorher so viel Nachsicht und Rücksicht gehabt hatte. »

« Danke », sagte der Vater. « Nun meine Erzählung. Ich war jung und jähzornig, Rudolf, ich wollte den Pfaffen von Trier, die uns immer dazwischen kommen, wenn es gilt, unsern Besitz zu wahren oder auszudehnen, auch mal einen Gedenkzettel geben. Statt der ewigen Urkunden, die sie vorbringen, wollte ich einmal das natürliche Recht zur Geltung bringen und eine Aussprache unter vier Augen, von Mann zu Mann, mit ihrem Oberhaupt erzwingen. Um dem Kirchenfürsten meine Gründe einzuprägen, schien die Freiheitsberaubung mir so notwendig wie Kunigunde die Ohrfeige, die sie ihrer Nichte verabreichte! »

« Es war im Jahre 1059. Wir hatten, mein Gefolge und ich, uns als Jagdgesellschaft aufgetan, um unauffällig durch das Syrtal zu reiten, und brachten die Nacht in einer Jagdhütte unweit der Mosel zu. Der

---

[1]) Gemahlin Kaiser Heinrichs II, 1200 heilig gesprochen.

getreue Scharmann oder Colonus von Billiche[1]) traf uns dort und machte mir geheimen Bericht. Die Firmung in Billiche sei auf den folgenden Morgen, um 9 Uhr, festgesetzt. Erzbischof Everardus von Trier mit seinem Pastor, dem Sohn des Herzogs von Schwaben, verbringe die Nacht beim Parochus in Igel, wo er an diesem Tag gefirmt habe. Für den folgenden Tag sei dieselbe Zeremonie in den drei trierischen Ortschaften diesseits der Mosel: Billiche, Merche-ditha[2]) und Machern, vorgesehen. Am frühen Morgen würden die Herren, von einem Akolyten begleitet, an der Fähre von Bilacum sein. Knechte seien beordert, die Pferde durchs Wasser zu bringen, während der Ferge die drei geistlichen Herren übersetzen würde. Der Sohn des Colonus passe heimlich am Ufer auf. Sobald der Aufzug in Sicht sei, werde der Junge über den Hügel eilen und am Hohlweg Meldung machen. Dieser liege in einem Stück Waldes, welcher der Ackermast diene, aber die Schweineherde wühle um diese Zeit in einem andern Teil des Waldes. Der Weg sei wenig begangen oder befahren. Immerhin sei es sicherer, wenn die Herren Jäger sich in die Hecken und Klüfte, an denen es dort nicht mangle, verteilten, bis die Trierer herannahten. Dann sei es noch Zeit, eine Kette über den Weg zu ziehen und über sie herzufallen.

« Der Erzbischof hatte zwar früher sausende Hiebe ausgeteilt, aber jetzt trug er geweihte Gegenstände, vor allem Hostien und Chrisam, in einem Kästchen vor sich. Dem Akolyten waren die geweihten Gewänder anvertraut, er wahrte sie in einem großen Behälter. Der Überfall geschah plötzlich und scharf, wie es unerläßlich war. Chrisam und Hostien fielen zur Erde. Die geweihten Gewänder wurden beschmutzt, das Pallium des Erzbischofs, der sich trotz allem nach Kräften wehrte, bekam Risse. Ich band den drei Herren die Hände. Solche süße Rache hatte ich mir nicht träumen lassen, als ich zum ersten Male vor vielen Jahren mit meinem Vater, Graf Giselher, ins Trierische eingefallen war!

« Je ein Ritter neben einem geistlichen Herrn, und je ein Knecht, der des Gefangenen Pferd am Zügel führte, so ritt man, indem man Merchedítha umging, in das Jagdhaus an der Syr zurück, blieb dort, bis es dunkelte, und sprengte dann der Stadt Luxemburg zu. Der Schloßwart senkte allsogleich die Fallbrücke, ich führte die Herren in den Saal und verabschiedete das Gefolge. Soll ich dir auch das Gespräch mitteilen, das ich am späten Abend desselben Tages mit

[1]) Wasserbillig.
[2]) Mertert.

dem Erzbischof bei Tisch führte? Ich weiß es noch, als sei es gestern vorgefallen.»

«Gewiß, Vater.»

«Euer Gnaden,» sagte ich, als wir beim Nachtmahl saßen, das wir uns alle vier gut munden ließen, «werden erlauben, daß ich ihr alle Beschwerden unsres Hauses vortrage. Bis jetzt haben fast nur die Waffen zwischen uns gesprochen. Um ein für allemal mein Recht in dem alten Streit durchzukämpfen, habe ich Sie hiehergebracht, vor mein placitum[1]. Die Art und Weise, wie ich Sie vorgeladen habe, ist ja ungewöhnlich, aber nur auf diese Weise kann ich Ihnen alles und jegliches, unsere Nöte, Sorgen und Klagen, beieinander mitteilen. Trinken sie doch, Ihre Erzbischöfliche Gnaden!»

«Gerne, wenn das uns weiter helfen kann!»

Der Erzbischof trank.

«Gerechtigkeit will ich haben, und Sie sind ein gerechter Mann,» nahm ich mein Thema wieder auf.

«Eine sonderbare Gerechtigkeit, wenn mir die besten Mittel der Verteidigung genommen sind! Ich habe keinen Anwalt hier und keine Urkunde.»

«Anwalt sind Sie wohl selbst, da Sie geistliches und weltliches Recht kennen. Ich bin ja auch der meinige, ohne diese Studien. Und Urkunden! Daran fehlt es der Kirche nie. Ein ganzes Aktenstück oder auch nur ein Paragraph, eine Klausel oder auch nur ein Wort, ja ein einziger Buchstabe, stellen sich zur rechten Zeit ein. Aber was ich will, ist die Gerechtigkeit ohne Umschweife, all ihres Apparats entkleidet, in ihrer menschlichen Wesenheit, oder kurz gesagt: Suum cuique, jedem das Seine, Herr Erzbischof! Ich verlange das Meine, und damit es mir gewährt werde, behalte ich Sie als Unterpfand!»

«Sie haben zur Gewalt gegriffen, da habe ich Sie und halte Sie fest! Ich brauche Ihnen nicht zu sagen: unsere Gewalt ist stärker als die Ihre! Sie setzen mich und die Meinen unverzüglich in Freiheit, oder Sie haben die Waffen der Kirche, Bann und Interdikt, zu gewärtigen!»

«Das wollen wir sehen!» rief ich zornig, denn jeder Widerspruch reizte mich in jenen Jahren zu Zornausbrüchen.

«Wie der ruhig gebliebene Erzbischof prophezeit hatte, entwickelte sich der Streit ganz anders als ich vorausgesehen hatte. Der Erzbischof ließ nicht mit sich reden und gab nicht nach, weder auf gütliche noch auf drohende Worte. Aber die Sache erregte ungeheures

---

[1] Gerichtstag.

Aufsehen in den Trierer Landen und weiterhin, bis nach Rom und über die ganze Christenheit.»

« Ich weiß es, Vater.»

« Wie es kam, daß ich in dem Kampf mit Erzbischof Eberhard[1]), trotz meines Sieges in dem ersten Gang, unterlegen bin, ja unterliegen mußte? Das Recht hatte ich ja für mich, aber mein Gegner zog, wie ihr Pfaffen immer tut, den Papst auf seine Seite. Alexander II. belegte mich mit dem Interdikt oder großen Bann. Im Banne war ich ja schon, als Parteigänger des Kaisers im Henricianischen Schisma. Aber nun kam die schärfste Strafe: keine Glocke durfte mehr im Lande geläutet werden, außer in den Kirchen der Hauptklöster für die Mönche und Nonnen. Und die Gräfin nagte mir das Herz ab. Haben wir das Schwert, Rudolf, so haben die in Rom die schärferen Waffen, denen auch Kaiser Heinrich im Investiturstreit unterlegen ist: die Macht der Asyle, die der Städte, die alle zu ihnen halten, und die Unwissenheit der Massen.»

« Vater! Solche Reden hält man nicht bei uns!»

« Aber bei uns, Rudolf! Geh, Hermann!» wandte sich Konrad an den Pagen, « trag den Falken ins Freie, er scheint etwas trübsinnig.» Dann wandte er sich erneut an seinen Sohn:

« Eberhard der Schlaue, weißt du, erhielt nebenbei vom Papst die Befugnis, gegen gewisse Bedingungen, die er selbst stellen konnte, das Interdikt gegen mich aufheben zu lassen. Ich mußte mich fügen, noch heute kocht es in mir, wenn ich daran denke. Im Büßerkleide erschien ich im Dom zu Trier, fiel vor dem Erzbischof auf die Knie und bat um Verzeihung. Diese Demütigung für einen aus meinem Geschlecht! Der Erzbischof stellte zwei Bedingungen, deren eine ich jetzt, nach 14 Jahren, erfüllt habe, während ich mich anschicke, auch der andern nachzukommen. Zum ersten mußte ich einen Altar mit Krypta oder Oratorium und einer entsprechenden Dotation stiften, zum zweiten eine Pilgerfahrt ins Heilige Land machen. Die dem heiligen Petrus geweihte Ara in der Krypta hier unterhalb der Burg habe ich reich dotiert, du kennst ja die Urkunde von 1083, der Erzbischof von Trier hat das Heiligtum selbst eingeweiht. Aber glaube mir, der Streit mit Trier ist noch lange nicht beendet!

« Mein Vermächtnis an meine Nachfolger ist: eine Abtei hieher zu setzen, die frei ist unter dem Papst. Als Entgelt wird jährlich ein Aureus zum Altar des heiligen Petrus nach Rom geschickt werden. Glaubst du, daß es möglich ist, die Klosterkirche zu einer Marienbasilika zu machen, wie Clémence, deine Mutter, es haben möchte?»

---

[1]) Erzbischof von Trier 1047—1066.

« Sicherlich ! Ich tue mein Bestes, Vater ! »

« Wir wollen auch geistig frei sein von den Trierern und selbst einen geistigen Mittelpunkt bilden, wie Echternach und St. Hubert. Das liegt noch in weiter Ferne, doch möchte ich, daß ihr den Plan beständig im Auge habt ! »

« Gerne, Vater ! »

« Dann muß ich auch an mein zweites Gelübde denken : die Pilgerfahrt nach Jerusalem ! Ich habe schon Erkundigungen eingezogen. Bischof Pibo von Toul, Heinrich, Abt von St. Maximin und einige meiner besten Ritter schließen sich an. »

« Ist dein Alter nicht ein Hindernis, Vater ? »

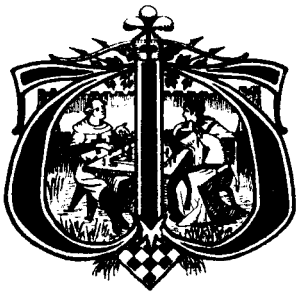
« Ehe alles bereit ist, bin ich 70. Aber ich bin noch rüstig. Und meine feierlichen Versprechungen halte ich, entgegen dem Gehaben der Trierer, und habe sie immer gehalten ! Clémence, Wilhelm und Heinrich werden schon für die Grafschaft sorgen, du für die junge Abtei. Für mich sorgt Gott ! »

* * *

Konrad starb in Süditalien auf der Rückfahrt vom Pilgerzug, den er 1086 nach Jerusalem unternahm. Sein Herz und eine Anzahl Reliquien wurden nach Luxemburg gebracht, zwei Jahre später auch der Leichnam. Dieser wurde nach zwei weiteren Jahren feierlich in der von ihm gegründeten Krypta beigesetzt. Das Münster wurde unter seinem zweiten Nachfolger, seinem Sohn Wilhelm, feierlich eingeweiht.

Vor den Toren

1097.



IR gehen,» sagte der Kapitelprobst Adalbero von Metz zu der schönen Frau Agatha, «eine gute Viertelstunde im Schatten längs des vertrockneten Baches, dann sind wir im Garten des Emirs an der Ostpforte Antiochias. In einer mir dort bekannten Laube können wir des edlen Schachspiels pflegen, das ich eben gelernt habe. Meine zwei Priester und Begleiter sind für den Nachmittag der Arbeit enthoben, die zwei Frauen der Dame wohl auch. Alle vier können nach Belieben unserm Spiel zusehen, auf dem Rasen lagern oder sich ergehen. Dann verlaufen die heißen Nachmittagsstunden. Von unsern Kreuzfahrern sind nur einige Wächter dort, denn der Kampf tobt am entgegengesetzten Ende der Stadt. Ich bin schon ein paarmal hin spaziert.»

«Ich mache noch einen Gang zu den Kranken, dann komme ich.»

Die Luft stand still, wo Gottfried von Bouillon mit seinen Lothringern, Wallonen und Flamen, den Kerntruppen des ersten Kreuzzugs, Aufstellung genommen hatte. Kampflärm war nicht zu hören. Alles atmete tiefen Frieden.

Die Venezianerin hatte für ihren Sohn eine Pilgerfahrt unternommen. Ihr Mann, der Schiffsreeder, weilte in Venedig oder auf Zypern. Sie selbst war aus Friaul und konnte sich mit dem Primicerius auf deutsch unterhalten. Ihre zwei Frauen und die ältlichen Priester Adalberos schritten langsam hinter ihnen, und da beide Gruppen nur ihre Muttersprache beherrschten, konnten die einen bloß wenige Worte mit den andern wechseln.

« Die Geschichte meines in Gott ruhenden Vaters, des Grafen Konrad von Luxemburg, ist eine zugleich traurige und erhebende, » sagte Adalbero im Weitergehen. « Ich würde sie Ihnen jetzt erzählen, edle Frau, denn heute ist sein Todestag, und ich habe heute Morgen eine Messe für ihn gelesen. Aber unsere Zeit ist kurz, wir sind gleich am Ziel. Auch ist der heutige Tag uns ein Freudentag, und meines seligen Vaters Geschick ist vielfach von Trauer beschattet. Ich bitte um Aufschub, Frau Agatha ! »

Sie waren schon im Pomoerium und spazierten noch eine Weile herum, da ein leichter Wind wehte und angenehme Kühlung verbreitete.

Mittlerweile waren die zwei Dienerinnen der Venezianerin damit beschäftigt, das Zabelbrett aufzulegen und die Schachfiguren, welche sie in zwei Kästchen mitgebracht hatten, aufzustellen. Die Figuren : Kunec, Roch, Kurrier, Ritter und andere, waren zierlich geschnitzt und ziemlich groß. König und Königin stellten orientalische Herrscher dar, statt der Bauern des heutigen Spiels gab es die Gestalten von Sklaven.

Das edle Schachspiel, welches die Franzosen le roi des jeux et le jeu des rois nennen, war von Indien nach China, Persien und allen von den Arabern beherrschten Ländern gedrungen. Unter Karl dem Großen war es nach Griechenland gekommen, die Mauren hatten es in Spanien und Italien verbreitet. Es gehörte im 11. Jahrhundert zu den ritterlichen Vollkommenheiten, den sieben probitates, und Adalbero hatte es nur nicht zu Hause gelernt, weil er des Vaters Burg früh verlassen hatte. Nun hatte Frau Agatha, welche der Chronist eine matrona magnae ingenuitatis et formositatis[1]) nennt, ihn die Anfangsgründe gelehrt, und er war darauf versessen wie auf ein neues Spiel, das man anfängt zu beherrschen.

Sie hatten sich in die offene Laube gesetzt, ein Holztisch war zwischen ihnen, und darauf standen die Figuren in Reih und Glied. Das Gras stand hoch an den äußeren Seiten der Laube, und das Gefolge spazierte nach der Straße hin, pflückte Reste von Feigen und Datteln und war sichtlich bemüht, die beiden nicht zu stören.

« Dieser Orient, » sagte Adalbero, « hat viel Schönes und Edles. Der Syrer, der dort ab- und zugeht, besitzt Tinte, Kalam und Papier. Er hat mir das vorige Mal, wo ich hier war, die Abschrift einer Stelle aus Tausendundeine Nacht überreicht. Darf ich sie Ihnen vorlesen, schöne Dame ? »

« Ei gewiß, ich bitte drum, Ehrwürden. »

[1]) Eine Dame von großem Adel der Gestalt und großer Schönheit.

« Nun, sie lautet : Das Herz des Geliebten vergeht in Sehnsucht wegen seiner Freundin. Er ist seines Verstandes beraubt wegen ihrer wunderbaren Schönheit. Man fragte ihn : Wie schmeckt die Liebe ? Er antwortete : Die Liebe ist süß, aber es ist viel Bitteres dabei. »

« Hübsch, sehr hübsch, meiner Treu ! Doch hier wartet unser Spiel. Sollen wir unsere Kräfte messen ? »

« Gerne, Donna Agatha ! »

Sie spielten, und die Sonne, die bis dahin unerbittlich heiße, schrägte ab.

Einmal schrillte eine der Dienerinnen auf, weil ein Insekt sie gestochen hatte, dann lagerten sich die beiden Frauen draußen auf dem Rasen, wo sie das Gras abgeplattet hatten.

Das Spiel ging langsam, denn der Primicerius setzte bei seinem hohen Geblüt sich eine Ehre darin, auch einmal zu gewinnen.

« Acht auf den Ritter ! » sagte sie schelmisch, als wolle sie ihm noch helfen.

« Nein, ich sage der Dame Gardez ! » Und er blickte sie an.

« Zuerst Schach dem König ! » rief sie eifrig, das reizende Gesicht von Triumph und Schelmerei gerötet.

In diesem Augenblick knackte ein Bogen in nächster Nähe, aus dem hohen Gras auf der Seite der Stadtmauern. Ein Schwirren, ein Griff des Primicerius an seinen Hals. Andere Pfeile folgten, gefiedert und erzwangig, wie Pindar sagt. Die Frau hatte sich blitzschnell hingeworfen. Auch galten die Pfeile ihr nicht. Die Eskorte lief weg, so schnell die Füße sie trugen, um die Wache zu benachrichtigen, welche auf das Tor achthaben sollte.

Die sechs schwärzlichen Gesellen waren unbemerkt durch eine Posterne geglitten, auf die niemand achtete. Im hohen Gras, wo sie lautlos, Schritt für Schritt, in Hockerstellung gekommen waren, hatte nichts sie verraten.

Der Primicerius lag in den letzten Zügen. Sie schnitten ihm den Kopf ab, den einer mitnahm. Die andern banden die unglückliche Frau und schleppten sie fort, in die Festung.

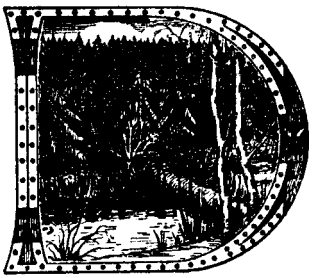
Sie hatte ein schreckliches Schicksal. Ihr Kopf und der ihres Begleiters wurden am nächsten Tage von den Zinnen der Stadtmauer ins freie Feld geworfen, nachdem sie den ganzen Tag aufgespießt gewesen waren.

Der Leichnam Adalberos war schon am Abend des Überfalls auf Geheiß Gottfried von Bouillons beerdigt worden. Nun da der Kopf gefunden war, wurde das Grab geöffnet und der ganze Körper mit allen Ehren beigesetzt, der Kopf der Venezianerin in einem kleinen Grab daneben.

Gerwin und Gertrude

Eine Legende von Schloß Fels.
Zeit der Kreuzzüge.

Prolog.



IE Osterknarren rappelten durchs Tal, trocken und gehackt. Sie mußten einstweilen den Meldedienst für die Kirche versehen, denn die Glocken waren nach Rom gepilgert und wurden erst am Ostersamstag zurückerwartet.

Piep! Piep! rief das Goldhähnchen auf dem kahlen Ast.

Friede, Friede, Fried! sang der Zaunkönig, mit gerecktem Bürzel neben mir von Baum zu Baum wippend.

Und die Kohlmeise piepste ihm trübselig nach mit ihrem feinen Stimmchen:

Mein Vöglein mit dem Ringlein rot
Singt Leide-Leide-Leide,
Es singt dem Täublein seinen Tod,
Singt Leide, Lei-ziküth, ziküth, ziküth.

Die Tannenbäume an den Halden lagen zerknickt von all dem Winterschnee. Die Gärten waren kahl. Die Wiesen wollten nicht grünen, die Blumen nicht blühen, die Bäume nicht treiben nach dem langen, harten Frost. Und doch tönten die Knarren der Passionswoche die Wiesenmulden entlang, die Hänge hinauf, durch die weiten offenen Hallen der Wälder, bis in die griesgrauen Burgruinen von Fels hinein.

Einzig und allein die Brünnlein waren auf und lebendig zur Osterfeier! Sie zitterten, wibbelten, glosten, glitzten, glanderten, silberten,

schattierten, estompierten, und sie zauberten ihre eigenste kurzlebige Welt von Schattenwesen und Lichtelfen hervor. Die Unbande! Sie schurrten und schoben, schlabberten und schleiften, trollten und tollten wie eine ausgelassene Hochzeitsgesellschaft, wiegelten, rauschten, bauschten, plauschten, und waren eitel Herolde der Lebensfreude.

Da stiegst du vor mir auf, Lied vom Osterbur! Denn ein Lied bist du, ein Märchen, ein Weckruf und ein Trostspiel!

Die Legende.

Am Palmsonntag nach der langen Messe ging Gertrude, das vierzehnjährige Burgfräulein von Fels, ins Tal hinunter, zu der Kate der Hörigen. Halb Kind noch, halb Jungfrau, lugte sie großäugig wie ein Reh und schlüpfte behend wie ein Eichhörnchen.

Sie kam durch das kleine Gatter, welches zwischem dem Homburgerhaus und den Gesindewohnungen auf dem schnellsten Weg von der Landzunge des Schlosses in das Tal der weißen Ernz führte, und war in einigen Minuten unten. Denn das Salband des Waldes war hier keine hundert Klafter breit.

Es war ein Morgen der Verklärung.

Die Kuppen zu beiden Seiten hielten sich an den Händen und grüßten. Die Ernz im grünen Wiesenplan war eine meergrüne Schlange, die sich glimmernd sonnte, herzlich bemüht, ihr zu gefallen. Goldammern flitzten von Baum zu Baum, drehten sich wie Quirle und wippten vergnügt, indem sie sich vor ihr neigten. Und die Brünnlein und Bächlein! Sie strudelten und woben Fäden, die sie eilig wieder lösten, drehten Perlen, schliffen Diamanten, schlugen Glimmerräder und Reifen, und was sie murmelten und plauderten, galt alles ihr, nur ihr!

Gertrud ging wie täglich zu Walt dem Holzer, um nach der klaffenden Wunde zu sehen, welche er sich durch Abrutschen der Axt am Beine geschlagen hatte. Sie kannte heilkräftige Salben, deren Zubereitung die Großmutter sie gelehrt hatte, und konnte kunstgerecht verbinden. Walt lebte mit seinen zwei Kindern — die Frau war ihm erst kürzlich gestorben — im Blockhaus am Waldrain. Die zwei Mädchen tanzten eben Ringelreihen, als das Burgfräulein herankam, und sprangen mit ihr zum Vater. Als ihr Samariterwerk getan war, schickte Gertrude sich an zurückzukehren.

Trab! Trab! scholl's am nahen Saumpfad, und sie sah auf. Die Büsche flirrten. Zwei Reiter nahten, ein junger Edelmann mit

seinem Knecht. Der Reiter schimmerte im Morgenlicht wie der Sankt Georg im illuminierten Missale oder wie Parzival am Artushof, in seiner ersten Rüstung. Ein Glanz ging von seinem Gesichte aus. Und wie zierlich ihm das Pagenkleid stand!

Nun, da er ihr zulächelte, erkannte sie ihn. Es war Gerwin, der Sohn des Ritters von Befort, der Gespiele ihrer Kindheit. Die Mütter waren tot, die Väter seit Jahren fort nach dem Gelobten Lande. Da sie einzige Kinder waren, hatten sie sich öfters zu Spielen im Haus oder mit Gleichaltrigen zu Reigen auf dem Rasen gefunden. Aber seit über einem Jahre weilte Gerwin als Page zu Luxemburg am Grafenhofe, und die Gespielin hatte ihn aus den Augen verloren. Nun kam er zurück, stattlich und geschmückt. Gertrudens Augen waren wie großgeöffnete braune Stiefmütterchen. In ihrem Lächeln war Glück und Bewunderung, und er erwiderte beides. Sie standen im Rahmen der blühenden Weißdornbüsche, die Sonne warf durch die Waldbäume huschende Tupfen auf ihr weißes Kleid. Der Page glaubte Sankt Cäcilia zu erblicken, wie sie in der Benediktinerkirche auf Altmünster gemalt war. Am Grafenhofe hatte er kein Edelfräulein in Schneppschuhen, Spitzhaube und Samtmieder gesehen, das mit ihr wetteifern konnte.

Er sprang behend zu Boden, legte der Stute die Silberzügel über den Hals und hieß den Reitknecht mit den beiden Pferden voran gehen.

« Traute, » sagte er, sich anmutig vor ihr verneigend. « Ich bin glücklich, dich wiederzusehen. Laß mich deiner Schönheit mein Leben weihn! »

« Es sei, mein Gerwin, ich bin dein, so du mein bist, » sagte sie schlicht und reichte ihm ihre weiße Hand zum Kusse.

Sie gingen Hand in Hand eine Weile voran. « Nimm dies Zeichen von mir, das ich am Halse getragen habe! » sagte sie, nahm das Silberkreuz von ihrem Mieder und reichte es ihm.

« Trag diesen Ring, Gertrude! » entgegnete er, nahm einen Ring vom Finger und steckte ihr in an.

Er schwang sich wieder in den Sattel, winkte ihr zum Abschied und ritt in leichtem Trabe von dannen.

* * *

Aber nicht lange, da kam bitteres Leid über ihre junge Liebe. Eine endlose Schmerzenswoche brach an, ehe die Osterglorie ihnen strahlen sollte.

Ritter Ludolf von Fels und Ritter Kuno von Befort kamen zurück vom stolzen Zug, der ihnen nur Unsegen gebracht hatte, verbittert und verbissen wie zwei Kampfhähne, verfeindet in tödlichem Haß. Waren sie bei der Verteilung der Beute in Hader entbrannt, wie einst Agamemnon und Achilles ob der schönen Sklavin Briseis? Oder bei wüstem Gelag schimpfend aneinander geraten? Hatte im nüchternen Rat einer des andern blöden Geist gescholten? Oder waren gar Unordnung, Verpfändung und Leihkauf in ihre Güter gekommen, wie so oft bei den Zurückgekehrten, und Grenzstreitigkeiten dazu? Zu Ende jedenfalls die freundnachbarlichen Beziehungen, das gemeinsame Gejaid und auch die Verlobung der Kinder.

Fünf Jahre vergingen in Haß, Gift und Groll. Ludolf hatte sich mit den Herren von Mersch und Linster angefreundet, Kuno mit dem Markgrafen von Diekirch und den Benediktinern von Echternach.

Düsteres Gewölk lag über den beiden Menschenkindern, die einander nicht mehr sehen durften. Gertrude war groß und schlank geworden, aber blaß und traurig. Sie hatte nicht mehr die erfrischende Anmut der erwachsenen Kindheit, und ihre Augen waren wie überhauchte Spiegel. Sie ging zu keinem Feste, wie sehr auch Ludolf fluchte, und weigerte sich standhaft, einen andern Herrn ihres Herzens anzunehmen als den, dem sie Treue gelobt hatte und der ihr Treue hielt. Sie sang nicht mehr. Aber sie tat den Armen Gutes, wo sie konnte.

So gingen die Jahre hin, kalt und grau, trotz Sonnenschein und Blumen, still wie die Tage der Charwoche. Ihre Großmutter Margarete war im vierten Winter nach der geheimen Verlobung gestorben, und so war Gertrude allein mit dem alternden, grüblerischen Vater. Von Gerwin sah und hörte sie nichts, außer daß die Zofe ihr hie und da von ihm erzählte. Es hieß, er sei groß und stark geworden und solle demnächst zum Ritter geschlagen werden. Zofe Babeli erzählte der Herrin gern Gutes und Schönes von ihm, denn dann blühte ein junges Augenpaar auf wie blaue Edelsteine im Sonnenlicht, und Jock der Reitknecht sang ihr Lieder und Schnurren, um sie zum Lachen zu bringen, denn auch ihm ging ihr Schmerz nahe:

« Zwischen Berg und tiefem Tal
Saßen einst zwei Hasen,
Fraßen ab das grüne Gras,
Bis auf den Rasen.

Als sie satt gefressen waren,
Setzten sie sich nieder,
Bis daß der Jäger kam
Und schoß sie nieder.

Und als sie sich gesammelt hatt'n,
Und sich besannen,
Daß sie noch Leben in sich hatt'n,
Lufen sie von dannen.»

Gertrude lachte leise, und Jock fuhr fort, seine Zelter im Burghof auszutraben.

* * *

Ein harter, grauer Winter ging zu Ende. Wieder war die Passionswoche ins Land gekommen. Lange hatte der scharfe Frost die Erde im Krampf gehalten, und selbst als er gelöst war, kamen immer wieder Schneestürme und eisige Nächte, welche die Banner und Farben des Gehässigen stets von neuem aufpflanzten. Die Gärten waren noch nicht bestellt. Die Buchen und Tannen an den sandigen Höhenwegen lagen zu Dutzenden entwurzelt. Erica und Efeu waren brandigrot vom beißenden Froste.

Am Ostersamstag klapperten die Kinder durch die vier Talmulden. Es war ein mißtöniges Konzert, das sie ausführten, als sie den Osterzins auf der Burg heischten : kleine Knarren, die ums Handgelenk wirrten, und schrillten wie Grillen ; große, baßtönige Klappern, die um den Hals geschlungen waren und Klöppel, Griff und Brett hatten ; langsame Zahnradschnarren, die wie Störche zu plappern schienen. Aber alle zusammen klangen tröstlich, denn Ostern kam ins Land. Im Pferdestall sang Jock :

Wackelschwanz
Heißt meine Gans.
Widewidewenne
Heißt meine Puthenne.

« Trudchen », rief Ritter Ludolf, der eben längs der äußeren Mauer spaziert war und in den weißbewölkten Frühlingshimmel gestarrt hatte. Sein Bart war grau geworden, und sein Koller wurde ihm viel zu weit. Er war freundlicher, als er seit langem gewesen. « Wir gehen ein bißchen in den Wald hinaus. »

Gertrudens Fingerspitzen zitterten ein wenig, als sie seine harte Hand ergriff, denn sie wußte, ohne daß er ihr etwas gesagt hatte. Und alles schien freudig mit ihr zu erzittern : die Baumäste und Blumenspitzen, die grünen Rispen, die rischen Mückchen und die vom Wind getriebenen Käfer, die eine Weile schwebten und dann unter ihrer eigenen Schwere plumps! niedersanken ; die Lerchen, die sich juchend in die Luft hinaufschraubten ; die eiligen Laubsänger ;

die füßelnden Hennen ; die flügelnden Stare ; die aufschnellenden, grüngesprenkelten Sandkäfer ; die wippenden Zitronenfalter auf dem blühenden Seidelbast ; und zuletzt die spassigen Wässerlein, die von allerhand Neuem, unerhört Freudigem erzählten.

Und Vater war wieder gesprächig und aufgeräumt und brummte in seinen Hängebart, über dem die Wangen ziegelrot erstrahlten : « Heute gibt's was Neues, Kind ! »

Als sie über die Höhe kamen, wo der zimtbraune Wald sich das Azurblau des Talhimmels als Haube aufsetzte, und dann in den schlankstrebigen sonngefleckten Hallen zu Tale gingen, gab's einen jähen Ruck in Gertrudens Herz. Ihnen entgegen schritten auf dem Beforter Weg zwei Rittersleute — in der Charwoche durfte niemand reiten — der eine von ihnen war Gerwin, und der andere war Ritter Kuno. Sie stand mit leisem Zurückhalten des Atems still, und der zierliche Schneppschuh ihres rechten Fußes vergaß ganz, sich auf den Sandweg niederzulassen.

Die Fußgänger kamen näher, der eine sommersprossig und rötlich von Haaren, im ritterlichen Festwams ; der andere höfisch gewandt und anmutig : der Vertraute ihrer Kindheit, der Angelobte ihrer ersten Jugend, der Vermählte ihres starken Herzens.

« Vater ! » sagte sie zagend und doch innerlich jauchzend.

« Komm, Törin ! Es wird Ostertag ! » fuhr er ungestüm auf und zog sie fort, den beiden entgegen.

« Kuno ! » « Ludolf ! » Die starken Männer hielten sich an den harten Fäusten. Sonst sagten sie nichts und klopften sich auf Arm und Schulter und blickten sich in die blinkernden Augen.

« Ludolf ! und diese dummen Kinder hier ? » sagte Kuno und blickte den andern fragend an.

« Küßt euch doch, ihr zwei ! » rief dieser und wischte sich eine Träne aus dem eisengrauen Vollbart. « Seht, wir törigen Väter tun's auch ! »

Und zwei Paare lagen sich in den Armen. Gertrude fühlte den ersten Kuß der Liebe und lehnte lange an der Schulter, die ihre Stütze fürs Leben sein sollte, bis die starke Stimme des Vaters erscholl : « Und nun gibt's eine Gasterei im Homburgerhaus, wie Fels sie noch nicht erlebt hat ! »

Über die Höhen erklangen die weiten, getragenen Wellen der neugestimmten Osterglocken.

Gertrude stand in Verzückung. Sie war verklärt wie damals, als Gerwin ihr seine Liebe gestanden hatte. Dann brach es aus ihr wie ein Jubelhymnus, der sich in den fernen Glockenklang mischte.

« Benedicite Domino, omnes gentes ! » Der Schloßkaplan, Heinrich Ratho, hatte sie die Weise gelehrt, und nun erklang sie durch die Waldeshallen, wie wenn die Blumen einen Frühlingschoral angestimmt hätten, und selbst Braunelle und Laubsänger brachen erstaunt ab, um zu horchen.

Die Männer standen und staunten.

« Ein Engel des Himmels ! » raunte Kuno seinem Sohne zu, der nur die Handflächen nach unten klappte, um ihm Schweigen zu gebieten.

« Benedicite Domino, omnes fontes ! » klang es jetzt, silberhell und getragen.

« Horcht ! » pisperte Ludolf und deutete zu Boden.

Die drei Männer standen in heller Verwunderung. Da wo Gras und Kuhschelle und Fünffingerkraut sproßten, am Fuß des kleinen Sandsteinblocks, der wie ein Kehllappen überhing, wühlte es auf, wie wenn der Samtrücken eines Maulwurfs durch den Boden drängt. Ein Glinzen, ein Glucksen und Gurgeln : eine Quelle schoß hervor und nahm ihren Weg talwärts, wie ein Schlänglein im Gras.

« Wunder ! Wunder ! » rief Gerwin, als Gertrude geendet hatte und ihn wieder anlächelte.

« Ein Osterwunder, meiner Six ! » pflichtete Ritter Kuno bei.

« Kommt, eilen wir mit der Quelle zu Tal ! » fügte Ludolf hinzu.

Sie konnten's nicht, denn jene war flinker und hatte schon in Gras und Blumen ihren huschigen Weg genommen und sich mit andern Rinnsalen vermählt, die der Ernz zueilten.

« Kommt zur Burg ! » sprach Ritter Ludolf. « Da gibt's ein Festessen für unser Osterpaar. Und in sechs Wochen ist Pfingsten, da wird fröhliche Hochzeit sein. Wir haben viel nachzuholen, alter Kunz, und die Kinder auch ! »

« Da hat wieder ein Parzival seinen Gral gefunden », setzte Ritter Kuno hinzu, die eine Hand der Schwiegertochter haltend. Die andere hielt Gerwin umspannt.

Und am Pfingsttag hallten die vier Täler von Jubel wider. Die Mannen, Liten und Vogteileute lebten drei Tage lang in Saus und Braus, ohne Gedanken an Vergangenes, ohne Sorge um das, was kommen sollte.

Gertrude erblühte wie eine Rose, und Gerwin wurde eine Perle der Ritterschaft.

* * *

Epilog.

Der Osterbur besteht noch heute, und die zwei kleinen Weiher unterhalb der Quelle stehen wie sinnende, glückleuchtende Augen in der waldbestandenen Landschaft. Und durch die Jahrhunderte hindurch erzählt sich das Volk, wie die Seelen der harten Ritter gerührt wurden und in zwei Herzen die Blume der Verzeihung aufblühte, die schönste an Farbe und Duft, die auf Erden sprießt, und wie Heinrich Ratho heimlich diese überraschende Verlobung vorbereitet hatte, der durch ein Wunder die Krone aufgesetzt wurde.

Und manche Versöhnung ist am Osterbur gefeiert worden, wenn nach den dunklen Winterstürmen von Groll und Hader, nach bleichendem Krampf und wühlendem Leid, nach bitterem Harm und sehnender Zeit Glück, Liebe und Freundschaft wieder ihren Einzug hielten in frohlockende Menschenherzen.

Das ist die Erzählung von Gerwin und Gertrude, wie ich sie Ostern 1917 in dem schönen Flecken Fels aufgestöbert habe. Sie steht nicht so in den alten Büchern, aber die alten Bücher wissen noch lange nicht alles!

Tod und Beisetzung des Heiligen Schetzelo

Um 1135.

UN war er gestorben, Schocelinus oder Scotelinus, der heiligmäßige Eremit, der vierzehn Jahre im Grünewald gehaust hatte. Dieser Wald, Forst von Andethana genannt, umspannte damals die Stadt Luxemburg von Norden und Osten.

Der Einsiedler hatte im Fiebertraum eine Stimme gehört: Schetzelo, komm! Und der wilde Wald war erhellt gewesen. Das Reh, sein Lieblingstier, war vorangegangen, einen hohen Berg hinauf, und oben hatte das himmlische Jerusalem gewinkt, nach dem er besonders die letzten vier Jahre sehnsüchtig verlangt hatte. Und sein Tier hatte, auf Anordnung des Burgwarts Sankt Peter, mit ihm eintreten dürfen.

Beim Erwachen war Schetzelo äußerst schwach. Trotz des warmen Frühlingswetters fühlte er Seitenstechen und Schüttelfrost, hatte schmerzhaften Husten und beschleunigte Atmung. So ließ er das Tier grasen, sagte ihm den Scheidegruß und begleitete die weiße Ernz in ihrem anmutigen Hüpfen und Plaudern von ihrer Quelle, dem späteren Schetzelbrunnen, bis nach Ezenbruch[1]), dem nächsten Weiler. Dorthin war er ja öfters in den letzten vier Jahren gekommen, aber nur bei klirrendem Frost, auf dem Rücken den Sack, dessen Schnur er um den Hals geschlungen hatte, mit nichts bekleidet als

[1]) Heute Eisenborn.

seiner Leibjacke, der Tunika. Immer war er erst nach Einbruch der Nacht erschienen, um vor Tagesanbruch zu verschwinden. Die Leute wußten, daß er keinen Verkehr mit Menschen wollte, und achteten seinen Wunsch, aus Furcht, daß er nicht wiederkehren würde. In ein Haus wollte er nicht. Man legte ihm ein Sacktuch an den Giebel, darauf schlief er, den Kopf an die Mauer gelehnt. Andere Male war es an der Dorflinde oder in der Mitte des Hofes. Wo er weilte, legte man ihm Brot aus Gerste oder Kleie hin, andere Nahrung nahm er nicht an. Er aß die Kruste und nahm den Rest mit.

Diesmal waren die Dörfler erstaunt, den Waldmenschen schon gegen Einbruch der Nacht zu erblicken. Er ging langsam und gebückt und stützte sich auf seinen Stock. Sein Gesicht war gerötet, er atmete schwer. An das Haus am Dorfeingang, dessen Bewohner ihm bekannt waren, klopfte er an und setzte sich auf einen Klotz, der zum Holzhacken diente.

« Freund Hans, kannst du den Messepfründner rufen, mit den Heilmitteln der Kirche ? »

Der Messepfründner wohnte eine gute Stunde Wegs entfernt, im nächsten Dorf. Bis er kam, fieberte der mächtige, haarige Mann und redete irr. Man trug ihn auf einer Bahre zu einer Reklusen, die in der Nähe wohnte und auch die Krankenpflege ausübte. Dort wurde er versehen und starb an Lungenentzündung einige Tage später.

Der grimme Tod hatte Mühe, ihn zu fällen. Der Fiebernde röchelte über dreißig Stunden lang, dann ging er aus wie ein zu schwaches Licht. Draußen drängten sich ehrfürchtig die Bewohner des Weilers und der Umgebung. Zu seinem Begängnis, das im nächsten Dorf gehalten wurde, strömten Menschen von nah und fern, denn sein Ruf war weithin gedrungen, und auch einige von ihm gewirkte Wunder waren in aller Munde.

* * *

Noch unter dem ersten Abt von Altmünster, Folmarus[1]), wurden seine Gebeine am Bannfeiertag nach Luxemburg übergeführt. Der Abt leitete selbst die Zeremonie der Exhumation im Dorfkirchhof und der Beisetzung im Chor seiner Abtei. Das bescheidene Dörfchen, wo der Leichnam beerdigt war, lag an den einen Zipfel des großen Waldes angeschmiegt, das vieltürmige, schon üppige Altmünster an den andern. Alle Pfarreien, die zum Bannfeiertag

[1]) Gestorben 1144.

verpflichtet waren, mußten an der Prozession teilnehmen, die sich quer durch den Grünewald zog, an der verlassenen Schetzelhöhle vorbei.

Die bannales feriae[1]) waren 983 von Erzbischof Egbert von Trier bei Gelegenheit einer großen Trockenheit als Bittprozession eingesetzt worden. Es war ursprünglich ein feierlicher Feldumgang, verbunden mit einer Wallfahrt nach Trier. 25 Pfarreien der Grafschaft waren dazu verpflichtet. Die Feier begann am Mittwoch der dritten Woche nach Ostern. Der Stab des heiligen Petrus wurde vorangetragen, Kreuze auf Tragbahren folgten und die Reliquien der betreffenden Pfarrei. Teilnehmer waren die geistlichen Vorgesetzten und alle Pfarrangehörigen, welche den beschwerlichen Weg hin und zurück gehen konnten. In Trier wurden Opfergaben dargebracht. Seit Altmünster ein kirchliches Zentrum am Fuß der Grafenburg geworden war, hatte der Abt es erreicht, daß die luxemburgischen Pfarreien hiehin wallfahren durften, was zum ersten Male im Jahre 1128 stattfand. Trier lag denn doch zu ferne, und die Wallfahrt nach dieser Stadt hatte gewisse Mißstände gezeitigt. Auch lag man zu oft mit den Trierern in offener Fehde. Die Wallfahrten waren, wie üblich, mit Lustbarkeiten verbunden. Diese fanden auf den Alzettewiesen in der Nähe der Abtei statt. Später wurden sie an die gegenseitigen Hänge verlegt und noch später nach dem Orte Hamm.

Zum Festessen im Remter der Abtei, an dem sämtliche parochi[2]) mit ihren Messepfründnern und einer Anzahl weltlicher Honoratioren teilnahmen, hielt der Abt ein Festrede, welche die bereits in den Messen gefeierten Tugenden des Einsiedlers ins rechte Licht rückte und seine künftige Selig- und Heiligsprechung vorwegnahm. Draußen jauchzte das Volk, produzierten sich der Narr und der Akrobat, jubilierten die Lerchen und zogen die Prozessionen ihre bunten Schlangen.

Als der Klerus, der teilweise einen weiten Weg hatte, sich verabschiedete, trafen Graf Heinrich IV., der Blinde genannt, und Gräfin Laurenza ein und saßen noch eine Weile mit dem Abt, dem Prior und dem Rendanten zusammen, der den Titel cellérier führte.

« Erzählen Sie mir einiges aus dem Leben Schetzelos ! » sagte der Graf zu Abt Folmar.

« Gerne ! Hier ist der bekannteste Vorfall seines Lebens : seine Begegnung mit dem gelehrten Aichardus[3]), dem Abgesandten des weltberühmten Bernard von Clairvaux, Mittler des Abendlandes.

---

[1]) Bannfeiertag.
[2]) Pfarrverwalter.
[3]) Auch Achardus.

«Der gewaltige Mönch, der 150 Klöster gegründet hat und als Prediger des zweiten Kreuzzugs die ganze Christenheit in Bewegung setzen sollte, war von Erzbischof Albero von Trier angegangen worden, heiligmäßige Männer zu bestellen, welche in den Zisterzienserklöstern der Trierer Provinz die Novizen über die Anfangsgründe des Ordenslebens belehren sollten. Er hatte auf seiner Durchreise durch Luxemburg auch vom Einsiedler Schetzelo gehört, dessen Ruf sich grade damals gewaltig verbreitete. So hatte er seinen Vertrauten Aichardus, Novizenmeister von Clairvaux, der grade damals mit der Einrichtung des neuen Klosters Himmerode betraut war, angewiesen, den frommen Mann für diesen Zweck zu gewinnen. Auch neue Bekleidungsgegenstände: ein Paar Schuhe und eine Tunika, sollte Aichardus als Geschenk mitnehmen und den Eremiten bitten, sie Bernardus zuliebe zu tragen. Denn der strenge Erneuerer der Ordenszucht liebte es nicht, daß die Ordensleute, ob Zönobiten oder Klausner, sich in Kleidung, Nahrung und Benehmen auffällig machten. ‚Wer tut, was niemand tut, wird von jedermann bemerkt,' hatte er Aichardus eingeschärft. Er selbst hatte ja schon lange das härene Hemd abgelegt, sobald bekannt geworden war, daß er es trage. Als er gehört hatte, daß Schetzelo sich nur von Brot und Kräutern ernähre und fast ganz nackt gehe, alles zur Abtötung der Fleischeslust — die zehn ersten Jahre seines Aufenthaltes in der Einsamkeit hatte dieser nur den Lendenschurz getragen — hatte der Abt von Clairvaux gelächelt: ‚Wir Menschen leiden allerdings an drei Krankheiten. Wir sind leicht zu verführen, schwach im Handeln, gebrechlich im Widerstehen. Aber ob grade die Flucht in die Einsamkeit unserm Bruder viel nützt? Wie ich höre, war er früher Klosterinsasse.'

«Aichardus tat sein Bestes, um den Auftrag auszuführen. Denn er wußte, daß sein Abt, der selbst ein Einsamer war und von der Einsamkeit aus die Welt bewegte, keinen Widerspruch duldete. Aber die Sache war nicht so einfach. Ihm war bekannt, daß Schetzelo sich sogar im Dörflein, wo er in der rauhen Jahreszeit die Nächte verbrachte, nicht anreden ließ. Ein Versuch, ihn unversehens in seiner Grotte aufzusuchen, mußte fehlschlagen, da der scheue Waldmensch beim ersten Aufhorchen und Merken, daß jemand nahte, wie ein Wild im Dickicht verschwand, bis der Eindringling fort war.

«Bernards Abgesandter ging deshalb mit einem Begleiter zur Nachtzeit in das Dorf, wo er ihn bei der rauhen Witterung vermutete, und wollte ihn durch Überraschung stellen. Aber Schetzelo war fort! Dem Bauern, an dessen Scheunentor er gelehnt hatte, war von ihm der Bescheid gegeben worden, er müsse früher weggehn als gewöhnlich, denn es seien Religiosen auf dem Weg zu ihm, denen er nicht

Rede stehen wolle. Diese Vorahnung und dieses fluchtartige Verschwinden waren übrigens schon in andern Fällen vorgekommen.

«Der Begleiter des Aichardus beschwor den Bauern, um Abt Bernards willen Schetzelo so weit zu bringen, daß er zu einer Zusammenkunft bereit sei. Der Einsiedler willigte endlich ein, und Aichardus konnte ihn nach einer Woche in der Nähe seiner Klause aufsuchen. Die Führer warteten in einiger Entfernung, denn der Klausner duldete keine Zeugen.

«Schetzelo kam heran, rauh und ungekämmt, sein zahmes Reh begleitete ihn. Der Besucher grüßte ihn in Abt Bernards Namen und reichte ihm die Kleidungsstücke. Sie wurden ehrfürchtig entgegengenommen und gleich angelegt. Aber bald entledigte sich der Einsiedler ihrer wieder und sagte lächelnd: ‚Bernardus zu liebe habe ich diese Sachen gern angenommen und getragen. Aber fordert nicht von mir, daß ich sie länger behalte! Denn sie sind mir eine Last. Wenn zu dieser Last noch Herzensbesorgnis kommt, wird das Gewicht vermehrt und auch der Geist bedrückt. Ich habe es durch langjährige tägliche Anstrengungen erreicht, daß ich diese Last abschütteln konnte. Ich will mir nicht wieder Schultern und Füße damit beladen.'

«Das war angenehm und menschlich gesagt. Aichardus wurde vertrauter und legte ihm nahe, in ein Kloster überzusiedeln, wo er die Novizen Gottesfurcht und Sittenstrenge lehren würde. Aber Schetzelo war gegen jede Zumutung, mit Menschen zu leben, auch in der Abgeschiedenheit des Klosters. Er wolle nur Gott leben.

«Als der Abgesandte dann bemerkte, man könne auch in der Einsamkeit Versuchungen ausgesetzt sein, ob er sich denn keiner Anfechtungen und Fehltritte bewußt sei, sagte Schetzelo heiter:

«‚Mein Bester, ehemals habe ich ja stark dagegen gekämpft. Da aber unser Leben ein beständiger Kampf ist und man aus diesem Kampf nicht ohne Wunde hervorgeht, glaube ich nicht, mir anmaßen zu können, daß ich immer als Sieger aus dem Strauß hervorgegangen bin. Von den Kämpfen, die ich zu bestehen habe, will ich dir ein Beispiel geben. Es war an einem Wintertage, der Schnee lag hoch und fiel noch immer, sodaß er mich, der am Boden ausgestreckt lag, schon eine Elle hoch bedeckte. Nur wo der Hauch meines Atems ging, war er etwas geschmolzen. Ein Häslein irrte da herum und fiel mir auf den Kopf. Die Wärme tat ihm wohl, und es drückte sich fest an mich. Ich mußte lachen, fühlte sogar eine gewisse Eitelkeit. Mein Geist, der so aus seinem Gleichgewicht gekommen war, erlitt jetzt seine Anfechtung. Ich hatte Lust, das Häslein zu töten, um mir Nahrung zu verschaffen! Als ich diesen Gedanken heftig von mir gewiesen hatte, wollte ich das Tier wenigstens eine Zeitlang

mit Vergnügen betrachten. Soweit war ich gekommen! Die 'Zeit die ich mir bestimmt hatte, Gott zuliebe Mühseligkeiten zu ertragen, wollte ich einer eitlen Freude hingeben! Ich kämpfte lange, doch endlich errang ich mit Gottes Hilfe den Sieg. Ich überließ meinem Gast nur so lange mein Gesicht, als er von selbst bleiben würde. Nach einer Zeit verschwand er, um sich Nahrung zu suchen. Mein Kampf war vorüber. Er gehört zu den härtesten, die ich mit den Vergnügungen zu bestehen hatte. Ich habe dir das artig erzählt, mein Vater, aber es reut mich schon. Solche Gedanken beschämen meinen Geist, wie summende, freche Fliegen meinen Körper belästigen.'

« Aichardus war wunderbar bewegt, als er dies und ähnliches von ihm hörte, das er später niedergeschrieben hat. Aber schon beschwor ihn Schetzelo, wenn auch auf bescheidene Art, auf den von Bernardus geschickten Gruß den Gegengruß zu bestellen und ihm alles Gute zu wünschen. Dann entschlüpfte er in das nahe Waldrevier, so eilig wie ein Hirsch, der sich aus dem Netz freigemacht hat, oder wie ein Vöglein, das der Hand des Vogelstellers entronnen ist, und er sang im Laufen einen Psalm Davids mit fröhlicher und klangvoller Stimme.

« Aichardus stand sprachlos und winkte dann seinen Begleitern, die von dem Fliehenden verweigerten Geschenke aufzunehmen. Bei der Rückkehr sagte er ihnen, indes der Mond durch die Bäume lugte : ‚Von den Abtötungen unseres großen Bernardus haben wir ja auch viel gehört. Und nicht weniger von denen des heiligen Martinus, der das Kloster Marmoutier gegründet hat und dort mit achtzig Jüngern lebte, das war im fünften Jahrhundert. Man hielt bei diesen Bußfertigen sogar das Wohlergehen für Sünde. Und der heilige Martin stieß, als er zum Sterben kam, das Stroh weg, das man ihm unterlegen wollte, und hielt darauf, auf einem Aschenlager den Geist aufzugeben. Schetzelo eifert diesen hohen Beispielen nach. Unser Abt wird an diesem Vorfall seine Freude haben, wenn wir von dem Mißerfolg unserer Sendung berichten.' »

Der Graf und die Gräfin dankten Abt Folmarus für die lehrreiche Erzählung.

Der cellérier, welcher Ovidius und Vergilius las und außerdem tief ins Glas geguckt hatte, bemerkte trocken :

« Die drei Sachen, welche Schetzelo immer verschmäht hat, Zweckhaftigkeit, Pomp und weltliche Feiern, müssen jetzt zu seiner Leichenbestattung herhalten! »

« Diese drei Sachen dienen der Kirche, und wir brauchen sie! » sagte der Abt salbungsvoll.

« Sie dienen auch dem Staat, und er kann ohne sie nicht auskommen ! » fügte der Graf hinzu.

Und beide erhoben gegen den cellérier einen warnenden Finger, aber ihr Lächeln strafte ihre Geste Lügen.

Die Gräfin Laurenza erwog grade, wie ein Mann vierzehn Jahre in der Einöde hatte leben können, ohne einen Spiegel, der Ärmste !

Der Jongleur

Um 1141—1161.

DAS Dorf Winz lag in sommerlichem Frieden. Über den im Feld verstreut arbeitenden Menschen zogen verträumte weiße Wolken.

Ein Bettler humpelte auf dem Karrenwege dem Dorfe zu, machte das Humpeln auffälliger, sobald er an die erste Kate kam. Zwei, drei Dutzend Strohdächer mit Rauchöffnungen, und ein paar Häuser, die etwas ansehlicher waren.

Unter der Linde in der Mitte des Dorfes verschnaufte der Bettler, setzte sich auf die rohgezimmerte Bank. Einige Kinder kamen neugierig herbei, umstanden ihn, als er aus dem Schnappsack erst ein großes Tuch nahm, das er säuberlich ausbreitete, dann eine Laute. Ein Hund schlug an und wedelte. Alte krochen aus den Gelassen, hüstelten, blickten herüber. Die Gesunden waren im Feld.

Der Fahrende balancierte mit Kugeln, die sich auf seiner Quetschnase, seinem Schädel — der merkwürdig schwarze Haare hatte — auf Fingerspitzen, Ohren, Nacken, Knien, Armen und Sandalen trafen.

Schon kamen Erwachsene, gafften hinter den Kindern. Der Jongleur fragte nach dem Meier des Dorfherrn. Fort, im Krieg mit dem Grafen! Er fragte einen der Alten nach einer Scheune, wo er die Nacht über schlafen könne. Der alte Kunz konnte ihn unterbringen. Ein Mütterchen hatte auch schon einen Runken Brot geholt, mit einem Zinnkrug Wasser. Es gab so wenig zu sehen und zu hören, daß man für alles dankbar war.

Dann spielte der Fremde zur Laute, seltsam, wie man's nie gehört hatte. Die Laute selbst war, wie Trommel, Pauke und Gitarre, erst mit den Kreuzzügen ins Abendland gekommen, und hier noch unbekannt. Das Spiel klang wie ein aufreizendes Vibrieren in dieser Abgelegenheit, die nur von Sonn- und Festtagen unterbrochen war, wo man zur Kirche des Hauptorts ging, und von den Zehntleistungen zu Ostern und Michaelis.

Der Mann sprach ein Deutsch, das schwer verständlich war, lobte die Muhme in brauner Wat, die früher so hübsch zur Fiedel gehupft sei, das Väterchen in Zwilch oder Beiderwat, das den starken Baum gefällt und selbst getragen habe, die Kinder, gesund und stark wie Eichbäume.

Ja, wenn die Krankheiten nicht wären, seufzten die Alten.

Es kamen Erwachsene vom Feld heim, vermehrten den Kreis. Der Spaßmacher gab seine selteneren Tricks zum besten : Verschlucken von Gabeln, Bauchaufschlitzen, die Kröte — wobei er die Hüfte auf die Schulter brachte, — die Schlange — wo Arme und Beine sich um die Schulter wanden. Als er dann zur Laute spielte, hüpften Mannsbilder und Frauenmenscher im Reigen dazu.

Er kam abends zur Kunkelstube. Statt der Gespenster- und Geistergeschichten, die sonst im Schwang waren, erzählte er von der weiten Welt. Das heilige Grab sei befreit worden, dank den Rittern und Herren, die auf Geheiß des Peter von Amiens unter dem Ruf « Gott will es ! » gegen die Sarazenen ins Feld gezogen seien. In Jerusalem bestehe ein Königtum, begründet von Gottfried von Bouillon, aus Welschland, nicht so weit wie Namur. Die Franken seien die Auserwählten Gottes. « Die welschen Franken hatten schon die Sarazenen in Spanien bekämpft und tun es nun im Osten. Die Lieder singen von ihrem Ruhm, von Roland und Karl dem Großen bei Ronceval, von den Haimonskindern, von Fortunatus von Zypern. Aber das kleine Volk tut nichts, man hört nur von den Großen. Früher sind die Franken die Freien gewesen, jetzt ist das Volk bedrückt und arm. »

Sie fuhren auf und seufzten.

Er fuhr fort : es gebe auch Heiden in dem Lande, dem er entstamme.

« Wo ist das ? » fragte der stärkste der Männer.

Dort weit hinten in Ungarn. Hinterm Wald heiße das Land, Transylvania. Groß wie Böhmen oder Bayerland. Dort seien alle frei, es gebe keine Herren und keine Knechte. Wer dort hinkomme, dem gebe man Königsboden umsonst, zum Anbauen. König Geisa II. brauche Ansiedler. Und wenn eine Dorfschaft komme, werde der Dorfraum für den Anbau zu gleichen Teilen geteilt und die Feldmark

desgleichen für den Ackerbau. Keine Vögte, keine Abgaben. Er gehöre eigentlich nicht zu den Fahrenden, sondern sei ein Königsbote aus Ungarn. Und er zeigte seine Vollmacht, die aber niemand lesen konnte. Man horchte auf. Ungarn, wo liege das?

Jenseits von Mosel und Rhein, über Köln, Trier und Aachen hinaus, über die Donau und das ganze heilige römische Reich deutscher Nation hinweg, an den Karpathen.

Die Mirage der Ferne glitzerte in diesen stumpfen Gehirnen, dieselbe Mirage, welche die Herren der Christenheit in unwiderstehlichem Sturm nach Asien riß, das Heilige Grab zu erobern und selig zu sterben oder beute- und ruhmbedeckt und voll Erleben bis an den Rand menschlichen Erlebens zurückzukehren. Sie riß auch diese Einfältigen hin.

« Ja, es geht gegen die richtigen Heiden », sagte der Fremde, « gegen die Bissenen und Petschenegen. Es gilt, die Krone des heiligen Ladislaus und des heiligen Stephan gegen sie zu schützen, einen Wall gegen sie zu bauen, stark und dauerhaft.

« Bei euch darf der Bauer keine Waffen tragen, nur seine Heugabel und einen Spieß. Wird ein Schwert bei ihm gefunden, so wird er an den Kirchzaun gebunden und ihm Haut und Haar abgezogen. Schwarz und grau muß er tragen, rindlederne Schuhe, rauhes Tuch. Sechs Tage der Woche muß er in Feld und Stall arbeiten, am Sonntag in der Kirche mit der Gerte in der Hand. Drüben hingegen bekommt er ein Schwert und die Rechte der Freien. Und Gold und Silber gibt es in den Bergwerken, in denen schon lange sächsische Bergleute arbeiten. »

Die Gehirne schwindelten.

Die Familie des Schmiedes, die größte des Dorfes — ein Schmied war immer angesehen, schon seit Römertagen — war erbittert auf den Meier. Der Schmied sagte : « Ohne Vogt und Frone, und dazu Goldbergwerke ! Aber wie dahin kommen ? »

« Nun, die Flamen und Wallonen, die Salier vom Niederrhein und die Ripuarier von Mittelrhein und Mosel ziehen schon in Scharen dahin. Für euch gilt es zunächst, die einfache Tagereise bis Trier ungefährdet zu machen ».

« Trier war ja schon immer das Zentrum des ganzen Westens für den Aufbruch zu den Kreuzzügen », warf einer ein.

« Dort wartet man, bis viele, viele andere zusammen sind. Von dort gibt es zwei Wanderungswege, unter denen man wählen kann : der bayrische durch Hessen-Nassau über Bamberg bis an die Donau, dann per Schiff nach Ungarn, von dort durch das Samostal in die Karpathen ; oder der mitteldeutsche, durch Thüringen, Obersachsen,

Schlesien und die Zips. Ihr werdet wohl den ersten wählen, denn moselabwärts und donauabwärts könnt ihr fahren.»

« Ei gut ! » murmelte man.

« Dieses Luxemburg, das jetzt dem welschen Grafen gehört, ist altes Frankenland. In Hessen, in Mitteldeutschland, in Schlesien, die Donau entlang, in den Karpathen, überall spricht man die deutsche Sprache. An allen Stationen gibt es Vorräte, die dort von König Geisa aufgestapelt werden. Die Kirche verspricht denen, die ihr Leben im heiligen Kampf lassen, einen vollkommenen Ablaß, grad wie den Rittern im heiligen Land. Nur genügend Schuhwerk und Kleiderzeug und sonstige Körperwäsche mitnehmen ! »

Ziemlich alle waren nachdenklich geworden. Und nun sang er zur Laute das Lied « Naar Oostland wollen wi rijden», in seiner deutschen Form :

Ins Ostland wollen wir reiten,
Hingehn ins östliche Land,
All über die grüne Heide,
Frisch über die Heide,
Da ist ein besserer Stand.

« Das Dorf», so spielte der Gesandte des Königs seinen letzten Trumph aus, « wird dort drüben Haus für Haus grade so aufgebaut werden wie es hier steht und auch so genannt : Winz. Die Greise und die ganz Kleinen müssen ja allerdings zurückbleiben, das geht leider nicht anders. Aber der Herr Pfarrer, den man ja auch ins Geheimnis ziehen muß, wird schon für sie sorgen, entweder selbst oder durch Vermittlung Triers. Und die Kinder kann man später holen lassen, wenn sie aufgewachsen sind. Das Einzige allerdings, die Greise und Greisinnen und die Gräber der Toten... »

Die Alten schluchzten, aber sie gaben dem Jongleur recht. Das gebrechliche Alter, sagte dann ein bejahrter Handwerker, werde gern zurückbleiben, wenn es den Kindern und Kindeskindern gut gehe, und es ziehe vor, in den Gräbern der Vorfahren zur letzten Ruhe gelegt zu werden. Sie würden sich schon durchschlagen, auch wenn der Dorfherr die erledigten Sassengüter an andere vergebe. — Und man werde auch für die Fälle sorgen, wo Unglück über jemand kommen sollte, fügte der Fremde hinzu.

* * *

Die Dorfschaft wanderte aus. Der Pfarrer gab allen heimlich den Segen, wanderte mit aus und ging nach Trier ins Kloster. Er war auch nicht vom Herrn und seinem Vogt eingenommen. Von den Trierern wurde ein Kaplan für die Ostpfarrei mitgegeben.

Der Jongleur, der ein geschickter Auswanderungsagent war, besorgte auf Pfaden und Waldwegen den Übergang ins Trierische. Für die Habseligkeiten waren Fuhrwerke an der Grenze von Kurtrier bereit gehalten.

Und so schloß sich das Tor!

Es kam noch einmal einer der Ausgewanderten nach Winz zurück und nahm die mittlerweile herangewachsenen Kinder mit.

So sickerte es anderthalb Jahrhunderte hindurch aus der Grafschaft nach Osten. Einzelne, Familien und Dorfschaften zogen dorthin, wie die Fürsten und Herren in den türkischen Orient gezogen waren.

Bis der Mongolensturm kam und dann betrübende Kunde über Mord und Brand im Lande der sieben Burgen. Darnach nichts mehr, keine Nachricht, keine Urkunde, kein Band mit der alten Heimat.

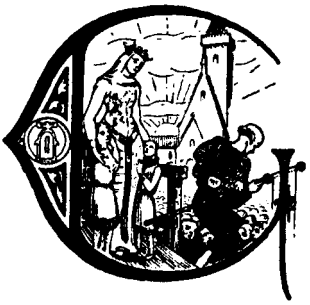
Die deutsche Sage berichtet zweimal von Siebenbürgen: beim Sängerkrieg auf der Wartburg, wo der ungarische oder siebenbürgische Zauberer Klingsor, der auf einem Mantel herüber und zurückflog, und mit dem Teufel im Bunde war, in Wettstreit trat mit Wolfram von Eschenbach und vier andern; und in der Geschichte der Kinder von Hameln, die von einem Pfeifer in den Hörselberg gelockt wurden und in Siebenbürgen wieder hervorkamen (1284).

Heute ist Winz nicht mehr auf unserer Landkarte zu finden, und auch drüben ist der Name verweht, da der Ort von den Mongolen verheert und nicht wieder aufgebaut wurde.

Totes zu Totem! Aber der kräftige Stamm, der in Siebenbürgen von westlichen Siedlern gepflanzt wurde, hat die Jahrhunderte überdauert, blüht und treibt geile Schöße, trägt üppige Frucht. Das Werk der Bauern im Osten war dauernder als das der Fürsten und Ritter!

Ermesinde und Jakob der Prädikant

1230.



RÄFIN Ermesinde, nach dem Tode ihres zweiten Mannes Regentin der Grafschaft Luxemburg, saß mit Walram, dessen Sohn aus erster Ehe, und ihrem Mundschenk Theodorich von Diedenhofen im Staatszimmer des Grafenschlosses.

« Wir haben, » sagte sie zu Walram, « unter Theobald von Bar und deinem seligen Vater[1]) Schlimmes erfahren: Fehden, Hungersnot und Teuerung überfielen das Land, während sie, jeder zu seiner Zeit, ihre langen und erfolglosen Kriege mit Philipp dem Hennegauer führten, um ihm Namur zu entreißen. Hungernde Wölfe brachen in die Dörfer. Ein riesenhaftes Gespenst auf schwarzem Pferd, vom Landvolk Theodorich von Bern geheißen, verbreitete allenthalben panischen Schrecken. Wir haben das überstanden, jetzt herrscht Friede, und wir wollen ihn bewahren, so lang ich lebe[2])! Was du von deinem überspannten Mönch berichtest, ist nicht so schlimm. »

« Es ist, » wandte sie sich diesmal an die beiden, « im heutigen Menschen sowohl ein Drang nach Abenteuern, wie auch ein solcher nach Abstoßen des Herkömmlichen und nach Freiheit. Der erste ist eine der Ursachen dieser planlosen Stürme, die man Kreuzzüge nennt.

[1]) Theobald von Bar, erster Gemahl Ermesindens, † 1214. — Walram von Limburg, ihr zweiter Gemahl, † 1226.

[2]) Ermesinde regierte von 1196—1247.

Wir müssen ihn hemmen, denn was wir davon gehabt haben, ist fast nur Unheil. Dem zweiten ist kein Widerstand zu leisten. Aber er soll in kluge Bahnen gelenkt werden. Wir denken an Städtebefreiung, die wir in die Wege leiten wollen, und an die Einrichtung der Profosse, welche die Herrschaft der Vögte abgelöst hat. Beides hält uns den Adel nieder, nicht, Theodorich?»

Dieser lächelte zustimmend. Er selbst hatte von Ermesindens Neuerungen Nutzen gezogen, indem er an einem Hof, der jetzt mit westlichem Prunk geführt wurde, eines der neu geschaffenen Ämter übernommen hatte.

«Und so,» fuhr sie fort, «indem man das Nächste tut, hilft man mehr als diese Verstiegenen, die Gott verdamme. Schildere mir deinen wütenden Mönch, Walram!»

Die Vierundvierzigjährige konnte noch anmutig lächeln!

«Wie andere Leute Fett,» begann der Angeredete, «setzt Jakob Ideen an, die in der Luft schweben. Er wächst daran und gibt in schönen Worten und mit gewaltiger Stimme ihre Quintessenz wieder. Dabei ist er angenehm von Gestalt und Wesen, etwas untersetzt, und hat starke Fäuste. Im Reden wird er ein Inspirierter und Illuminierter wie seinerzeit Peter von Amiens, die eigenen Worte berauschen ihn. Aber er ist kein Asket wie dieser, das weiß ich genau. Als gesunder Rheinländer liebt er gutes Essen und gute Weine und verschmäht auch sonstige Annehmlichkeiten nicht, denn sein Herz ist liebebedürftig. Er versteht es, jedem der ihm anhängt, jedes zu sein, und geizt nicht mit Versprechungen. So hat er Rhein und Mosel erobert und schon einen tüchtigen Haufen hinter sich. Auf den verfehlten Kreuzzügen trampelt sein Redeschwall erbarmungslos, besonders auf den zwei letzten, dem Kinderkreuzzug und der Palästinafahrt Friedrichs II. Er zieht heran, sage ich Ihnen, und wird von uns fordern, auf dem Markte sprechen zu dürfen. Das Volk sieht in ihm den Heiland und Retter aus allen Übeln.»

«Aber er möchte es mit fortreißen in seinen unsinnigen Kreuzzug,» hielt Ermesinde ihm entgegen.

«Ja, er behauptet, Fürsten und Herren haben Mißerfolge gehabt, weil ihr Leben sündhaft war. Nur das Volk, besonders das biedere Landvolk, das gottgefällig und ohne Makel sei, könne das Heilige Land erobern und festhalten.»

«Schnurrpfeiferei! Man müßte einem solchen die Ohren abschneiden und ihn in ein Kloster sperren.»

«Frau Gräfin, davon ist keine Rede, sonst haben wir offene Revolte. Die Gefahr ist groß! Wie ist ihr zu begegnen?»

« Wenn er um die Erlaubnis einkommt, auf öffentlichem Markt zu reden, gebt sie ihm! Ich werde ihm Rede und Antwort stehen! »

* * *

Jakob der Prädikant war in die Stadt Luxemburg gekommen. Von den Kanzeln war seine Kreuzzugsrede angekündigt. Seine Emissäre wiegelten allenthalben das Volk auf, ohne daß die Profosse es für nötig hielten einzuschreiten.

An diesem Sommersonntag war das Novum Forum[1]) in Luxemburg schwarz von Menschen, besonders Landvolk aus allen Teilen der Grafschaft. Fahnen, auf denen grobe Kreuze gemalt waren, flatterten an den vier Enden. Dem Propheten war eine Tribüne errichtet worden. An deren oberem Ende stand ein mächtiges Kruzifix und hob sich eine Kreuzesfahne so groß wie das Stadtbanner. Jakob selbst war in der Tracht der Jerusalempilger erschienen, mit Stab und Muschelhut. Er saß auf einem Betschemel und stützte das Haupt wie in Andacht versunken.

Als die nahe Stadtglocke von St. Nikolaus das Zeichen gab, schnellte er empor wie zum Angriff, schwenkte die Kreuzesfahne und gab allen Anwesenden, die auf die Knie gesunken waren, feierlich den Segen. Gott will es! Gott will es! riefen seine Anhänger, und der Jubel wollte kein Ende nehmen

Der Prediger lächelte mild und begann eine seiner schwungvollen, pathetischen Reden, die in geschickter Steigerung auf alle Gefühle des einfachen Mannes berechnet waren. Viele der Zuhörer weinten, andere riefen stürmischen Beifall. Der Redner stand in der Ekstase des Kreuzbetens, die Schlacht schien für ihn gewonnen.

Da trat von St. Nikolaus her die Gräfin Ermesinde auf, an der Rechten ihren Ältesten, Heinrich, an der Linken ihren zweiten Sohn, Gerhard. Sie trug ihr reichstes Gewand, mit all ihren Kleinodien, denn nichts wirkt stärker auf die Volksseele als erlesener Schmuck. Die Menge machte ihr ehrfürchtig Platz. Sie trat mit ihren Kindern auf die Tribüne, schön und stattlich. Die langen Jahre, wo sie Fürstin gewesen war, hatten ihr Würde und Gewandheit im Auftreten verliehen, auch wußte sie ihre Worte mit Geschick zu setzen. Obwohl Französisch ihre Muttersprache war, beherrschte sie die Volkssprache, als sei sie darin aufgewachsen gewesen. Sie gab die von dem Mönch gerügte harte Lage der Bauern zu. Aber sie konnte dem Prädikanten siegreich entgegensetzen, wie die Zustände gewesen waren, als sie

[1]) Der neue Markt.

den Thron bestieg, im Vergleich zu denen ihrer späteren Regierungszeit. Ruhe und Frieden waren wieder hergestellt worden,[1]) der Hungersnot und den Seuchen war gewehrt, die willkürliche Gerichtsbarkeit der Vögte durch Probsteigerichte ersetzt, der Adel in den Hofämtern wie auch im Rittergericht diszipliniert, die Schulen von Münster und St. Hubert gefördert worden, ja die Befreiung einiger Städte nach Böhmerrecht in Aussicht genommen.

Hier wurde offen Beifall geklatscht.

Die Gräfin ging zum Hauptthema über: zum Vorschlag eines Kreuzzuges, der durch die Volksmassen, ohne Beihilfe der Fürsten und Herren, ins Werk gesetzt werden müsse.

«Was ist die Schuld am Mißerfolg der bisherigen Kreuzzüge?» rief sie. «Nicht Ketzerei, wie bei Friedrich II. Denn auch die Christgläubigen haben nicht besser abgeschnitten, und ob ihr gläubiger seid als viele Fürsten und Herren, die ich in den Kreuzzug habe ziehen sehen, bezweifle ich.

«Die Ursache ist eine ganz andere: es ist der Mangel an Zucht und Organisation, der dem Rittertum anhaftet. Ich darf das sagen, da ich auch die großen Eigenschaften dieses Standes anerkenne. Dem kleinen Mann seinerseits fehlt's nicht an Frömmigkeit, auch nicht an Disziplin, aber an Mitteln. Womit wollt ihr denn das Heilige Land erobern? Womit wollt ihr euch schlagen und Städte besetzen und halten gegen alle Angriffe? Mit Piken, Hallebarden, Beilen und Äxten, Pfeilschüssen und Speerwürfen? Womit nehmt ihr denn eine Stadtburg? Wer gibt euch Schiffe? Womit wollt ihr euch nähren und kleiden? Ruchlose Kaufleute werden euch alle in die Sklaverei verkaufen, wie sie es mit den Kindern des Kinderkreuzzugs getan haben. Und was geschieht mittlerweile mit eurer Familie und euern Gütern? Wenn ihr auch ins Paradies kommt — denn ins Paradies kommt ihr alle auf solch einer vermessenen Fahrt — wo bleiben sie, die Verlassenen und Schutzlosen? Kinder, meine Landeskinder, es steht geschrieben: Man soll Gott nicht versuchen. Euer Führer tut es! Wollt ihr ihm gleichtun? Er weiß, wie er an Gefahren vorbeikommt, denn er ist stark und schlau. Ihr seid es nicht, denn ihr seid schlichten, einfältigen Herzens. Er wäre Jakob, und ihr wäret Esau!»

Hier erscholl lautes Lachen von verschiedenen Seiten.

«Nein, ihr Männer, ihr Frauen, ihr Kinder! Wir arbeiten *hier* im Gelobten Lande! Traut mir, traut meinen Kindern und nicht dem Fremden!»

[1]) Während Ermesindens selbständiger Regierung wurde kein Krieg geführt.

Sie trat mit ihren zwei Kindern vorn auf die Tribüne, Glorie umstrahlte sie.

Der Mönch hatte sich kleinlaut entfernt.

Ermesinde trat zurück, ließ die Hände ihrer Kinder frei und hob die ihrigen gleichsam zum Segen, gütig wie eine Madonna. Die Leute warfen sich ihr zu Füßen, drängten heran, um ihr Gewand zu küssen.

Die starke Frau hatte gesiegt! Sie weinte selbst, als sie mit den Kindern zurückschritt.

Die Leute gingen auseinander, auf die Hufen und Vogteien, in die Werkstätten, Läden und Gesindehäuser, jeder an sein Geschäft.

Von dem Prädikanten Jakob wurde in Ermesindens Landen nichts mehr gehört!

Yolanda von Vianden

13. Jahrhundert.

«Entflammt durch die Neigung
zu einem Predigermönch.»
Vorwurf ihres Bruders Friedrich
(Bruder Hermann,
«Leben der Gräfin Yolanda»).

Der Besuch.

1243.

IE zwei Dominikaner hatten in Schloß Vianden geschlafen und hielten darauf, Frühmesse zu lesen, um beizeiten aufzubrechen. So hatten der Graf und die Gräfin, die ihres Alters wegen nicht so früh aufgestanden waren, sich schon abends vorher von ihnen verabschiedet.

Von den Kindern war nur das jüngste, die zwölfjährige Yolanda, im Schloß. Sie war auch schon auf, da sie sehr häuslich und tätig war, hörte eine Messe und bat nach dem Ite missa est den Pater Prior, Walther von Meisenburg, mit ihm allein sprechen zu dürfen. Der Begleiter des Priors und der Reitknecht gingen mittlerweile frühstücken.

In der zierlichen capella superior, die, im Hexagon gebaut, reichliche romanisch-gotische Architektur aufwies, saß Walther an diesem Sommermorgen dem Grafenkind gegenüber. Das Licht fiel durch bunte Scheiben auf ihr krauses, goldfarbenes Haar, das schlicht herunterwallte, auf ein Gesicht von reinem Oval, mit großen Augen und kleinem, herrischem Munde. Ein elfenbeinerner Spiegel mit Schnitzerei hing ihr am Gürtel, das einzige Anzeichen davon, daß

sie vielleicht auch der Eitelkeit zugänglich war. Der Prior konnte nicht umhin, das Bild als angenehm anzusehen und erwartete Yolandes Frage, ohne zu ahnen, worin die junge Gräfin, die er zum ersten Mal sah, seinen Rat in Anspruch nehmen wolle.

Walther, Prior des Trierer Dominikanerklosters, war anfangs der Vierziger und kam eben von Köln, wo er mit Albertus Magnus, dem berühmten Dominikaner und Universitätslehrer, zusammen gewesen war. Ihn umstrahlte die Aureole der neuen Orden, der «schwarzen und grauen Brüder», die den Kampf des durch die Kreuzzüge mächtig gewordenen Papsttums mit geistigen und zugleich volkstümlichen Waffen führten, auch neue Kreuzzüge ins Werk setzten, diesmal nicht gegen die Sarazenen, sondern gegen die Ketzer im europäischen Papstgebiet oder die Heiden in Osteuropa. Ihre Ketzerkommissionen hatten sich neben geistlichen und weltlichen Gerichten durchgesetzt, und die Jugend, besonders die der Universitäten und der aufstrebenden Städte, flog ihnen zu. Denn gegen die Klöster, Stifte und Kapitel, die nur Standesversorgungen des Adels gewesen waren, führten diese Orden demokratische Prinzipien ein: daß Mönche oder Nonnen nicht mehr an ein Kloster gebunden waren, sondern in alle Klöster des Ordens versetzt werden konnten; daß man im Laienstand als Tertianer oder Tertianerin zum Orden gehören durfte; daß im Ordenswesen vor allem soziale Werke nötig waren, Almosengeben, Krankenpflege, Belehrung, statt bloßer Versorgung oder beschaulicher Frömmigkeit; daß die Mystik hohe Rechte besaß gegenüber dem rein Verstandesmäßigen der Kirchendoktrin, wie sie die alten Orden und die neueren Thomisten entwickelt hatten; vor allem, daß der Religiose das Gegenstück zu dem fahrenden Artusritter wurde, denn auch er zog durch ein weites Reich, um stets dasselbe überwältigende Abenteuer zu bestehen und auszukosten, das heißt, in die Seelen Ungezählter zu fahren und sie nach seinem Willen zu zwingen[1]). Es war eine neue Welle der Missionierung, die stärkste seit der keltisch-angelsächsischen, und sie kam diesmal aus dem Süden. In zwei Strömen, von Assisi und Bologna aus, ergoß sie sich über das Abendland und ergriff die Massen. Nun war es nicht mehr die Sache der Klöster, es an Pracht und Kunst den Schlössern gleichzutun, ja sie an Kultur zu überbieten! Nein, das Volk, die Masse aktivistisch zu ergreifen, zu veredeln, zu lieben, zu pflegen, zu bilden und zu kneten wie weiches Wachs war ihr neues, fieberhaftes Werk!

Walther war schon frühe, als Laie, Domprobst von Trier geworden. Sein Vater war Seneschall der Gräfin Ermesinde und in ihrer

[1]) Nadler, Geschichte der deutschen Literatur, I, 190.

Abwesenheit Mambour der Grafschaft gewesen. Aus innerem Drang hatte sich der Sohn später in den Dominikanerorden aufnehmen lassen. Er war einer der Hauptgründer der Dominikanerniederlassungen in Trier und hatte vor sieben Jahren tätigen Anteil an der Gründung der Dominikanerinnenklöster in Differdingen und Marienthal genommen. Der Stifter des letzteren war Dietrich von Mersch, Mundschenk der Gräfin Ermesinde und Jugendfreund Walthers, dessen Nachbar er von Haus aus war und mit dem er sich als Page am Grafenhof in Luxemburg befreundet hatte.

Als Dominikaner hatte der Meisenburger sich durch Meditation und Studium schwerer theologischer Fragen einen Nimbus erworben, der zwar nicht an den von Albertus Magnus reichte, aber immerhin für Trier ehrenvoll war. Er war stattlich von Gestalt, mit eindringlichen, tiefen Augen und einer wohlklingenden Stimme : die Flamme seines Ordens.

Über Walthers geistige Stellung war das junge Mädchen genau unterrichtet, denn in der Burg war alles aufs Religiöse gestimmt. Der Burgkaplan war Kapuziner. Die Burgherrin und ihr Gemahl hatten als Markgrafen von Namur die Abtei Grandpré gegründet, den Klöstern Floreffe und Géronsart Schenkungen gemacht, in Lüttich die Kapuziner eingeführt ; als Grafen von Vianden hatten sie den dortigen Trinitarierorden gegründet und den Templern in Roth Schenkungen gemacht. Die Äbte von Dudeldorf, Himmerode, Prüm und Malmédy waren regelmäßige Besucher bei ihnen, auch Albertus Magnus kam gelegentlich von Köln herüber.

Es war das Jahrhundert, wo man entweder Mystiker oder Ketzer war ! Ein Richard von Vianden hatte 1096 am ersten Kreuzzug teilgenommen, ein Friedrich II. von Vianden war nach 1214 ins Heilige Land gepilgert. Aber besonders von Yolandas Mutter strahlte im Geistigen helles Licht aus, so weltlich, ehrgeizig und herrisch sie auch sonst war. Marguerite de Courtenay war Enkelin von Pierre de Courtenay, der 1099 an der Eroberung von Konstantinopel teilnahm und Kaiser des oströmischen Reiches wurde. Ihr Vater war ihm auf dem Thron gefolgt, dann ihre Brüder Robert und Balduin von Hennegau. Ludwig der Heilige, König von Frankreich, war ihr Vetter. Ihr anderer Bruder Philipp war in den Kämpfen gegen die Albigenser gefallen. In erster Ehe war sie mit Raoul d'Issoudun, Grafen von Namur, vermählt gewesen, dem sie acht Kinder schenkte. Dann heiratete sie den Grafen von Vianden und wurde noch sechsmal Mutter. Yolanda, ihr jüngstes Kind, war der erklärte Liebling des Vaters. Einer ihrer Brüder war Geistlicher in Trier.

« Nun, meine Tochter ! » sagte Walther ermutigend.

« Ich möchte über die Wunder des heiligen Dominikus und über die Dominikanerregeln Aufklärung haben. Ich kann selbst deutsche, französische und lateinische Autoren lesen. Aber das einzige Werk, das man mir überläßt, ist der Physiologus, in der Ausgabe von Epiphanius, Bischof von Constantia auf Zypern. »

« Das Buch liegt in jedem Kloster auf und wird mehr gelesen als die Bibel. »

« Ich möchte mehr haben! Dann will man mich mit Walram von Montjoie verheiraten, der mir klein und verächtlich ist. Für nächsten Sonntag ist er angemeldet. Ein Mensch ist doch kein Vieh, das verkoppelt wird, keine Schachfigur, mit der man spielt. Ich will nicht, denn mich lockt das Geistige. »

Der Prior sah erstaunt und nicht ohne Sympathie auf das Mädchen, das solche Reife und Entschiedenheit bekundete.

« Die Zeit ist kurz, mein Kind, um über all diese Fragen zu sprechen. Aber unsere heilige Religion sagt, daß der Tochter Gehorsam ziemt. »

« Mein Gehorsam ist gegen Gott und seinen Ruf. »

« Wohl, Yolanda, soll man Gott mehr gehorchen als den Menschen. Ich bin ja auch seinem Rufe gefolgt, ihm gehorche ich und unserm Vater, dem Papst. Aber einer Tochter aus solch illustrem Hause, die noch in der Obhut der Eltern ist, kann ich keinen Rat dieser Art geben. »

Sie schien enttäuscht. Aber mit kindlicher Schlauheit und Schnelligkeit des Entschlusses ließ sie den Bescheid, der wie Abweisung klang, einfach fallen und kam auf ihre erste Bitte zurück.

« Kann ich Bücher bekommen über die Wunder des heiligen Dominikus und über die Regeln des Dominikanerordens? »

Das tat ihn denn doch aufhorchen.

« Ja, die könnte ich dir wohl verschaffen. Ich werde in Trier sehen. Natürlich nur von den meinigen. »

« Und niemand sonst soll es wissen! »

Er sah erstaunt auf. Sie fuhr fort:

« Mein Vater ist weich und mißtrauisch, er liebt mich wie den Apfel seines Auges. Meine Mutter ist herrisch und aufbrausend. Sie zieht den Kapuzinerorden vor und die vornehmen Orden, die von Benedikt und Bernardus stammen. Mein Bruder, Bischof von Utrecht, und meine zwei Tanten, Äbtissinnen von Zisterzienserabteien, arbeiten im selben Sinne. Sie wollen alle nur das Ihre. Ich ehre sie und liebe sie, aber ich bin doch ein Menschenkind für mich, und mich zieht der Zug der Zeit, mich und meine Gespielinnen Hadevivis und Beatrix, Kinder von Rittern. »

Walther horchte auf. Das klang beinahe wie eine Verschwörung und sollte ihn, in kindlicher Art, doch gegen die Ehre, in Geheimnistuerei hineinziehen.

« Also für das nächste Mal, wo ich durchkomme ! »

Er glaubte schon mit diesem unbestimmten Versprechen davonzukommen, aber sie rief :

« O nein, ehrwürdigster Herr ! Es fahren täglich Schiffe von Bollendorf nach Trier und zurück. Der Meier von Bollendorf ist ein Verwandter von Beatrix und nimmt Sendungen für sie entgegen. »

« Nun, dann will ich es auf diesem Wege tun. »

« Aber auch ein schönes Schreiben dazu ! Ich möchte etwas aus der Feder eines solch hohen und berühmten Mannes haben ! »

Er sagte zu, ohne in diesem Augenblick zu ahnen, daß aus der kleinen Zusage Folgen entstehen würden, die für sein Leben und das ihrige wichtige Entscheidungen bargen.

Es war zunächst nur eine Kleinigkeit, das Ausleihen eines Buches, ein Autogramm, und das für ein Kind, das erst an der Schwelle der Entcheidungsjahre stand.

« Ohne Vorwissen anderer ! » bestand beim Abschied Yolanda. « Versiegelt und mit der Anschrift an Beatrix ! »

Dann schlüpfte sie weg, nachdem sie ihm die Hand gedrückt und ihn freudeglühend angestrahlt hatte.

Er ging zum Frühstück.

« Eine Schönheit und eine Courtenay ! » murmelte er.

Aus dem Nachgeben entstand eine Heimlichkeit des geistigen Verkehrs. Yolanda betrachtete sich von diesem Tage an als Tertiarin des Ordens vom heiligen Dominikus.

Die Palme des Sieges.

1282.

« Ich danke, Ehrwürdige Mutter ! » sagte Bruder Hermann von Veldenz, Pfarrer von Bruch, Dominikaner und Beichtvater des Klosters Mariental. Er stellte das Schreibzeug zurück, mit dem er seine Notizen genommen hatte.

« Ich möchte noch einiges hinzufügen, » beeilte sich Yolanda, Priorin von Mariental, zu bemerken.

Sie war bei ihren 51 Jahren mädchenschlank, aber das Gesicht war durchgeistigter und die Lippen waren dünner geworden.

« Ich möchte hinzufügen, daß ich immer nur eine humilis soror[1]) war, obwohl ich seit 24 Jahren die Würde und Bürde einer Priorin auf mich genommen habe. Ihr dichterischer Schwung darf sich also nicht dazu fortreißen lassen, aus mir etwas Hohes und Apartes zu machen. Ich bin nur die Dienerin Gottes, sein bescheidenes Werkzeug. *Er* wollte Mariental erhöhen und hat es durch mich getan. Aus dem bescheidenen, schindelbedeckten Häuschen mit einigen Zellen, das man damals hier Kloster nannte, und über das die Welt lachte, das man als vilis und des Adels unwürdig verspottete, ist ein weiter und stattlicher Bau geworden. Eine Partikel des Heiligen Kreuzes, ein Dorn der Krone Christi und wertvolle Reliquien von Heiligen sind hier eingeschlossen. Prächtiger Kirchenschmuck wurde von meinen Verwandten gegeben, reiche Dotationen von meiner nächsten Familie in Vianden. Niemand außer Adligen darf je hier den Schleier nehmen, und wir waren schon einige Jahre nach meinem Eintritt 120 an der Zahl! Meine Nachfolgerin wird Poncetta von Meisenburg werden, die am Grafschaftshof in Luxemburg Ehrendame war. Auch eines der dortigen Grafenkinder soll hier eintreten. Ich habe aus dem kleinsten das erste Frauenkloster der Grafschaft gemacht und werde, wie Walther von Meisenburg vor 12 Jahren, hier begraben werden. Die von mir gewählte Begräbnisstätte liegt neben dem Evangelienaltar im Chor. Mein Grabdenkmal wird auch schon von dem Viandener Bildhauer gemeißelt. »

« Oh, die ehrwürdigste Priorin spreche nicht von ihrem Tod! Gott wird sie noch lange erhalten. »

«Nein, Hermann! Ich fühle das Versagen des Rückenmarks. Ich kann nicht mehr andauernd arbeiten, sogar nicht mehr nähen, ohne gleich zu ermüden. Meine Augen sind geschwächt. Das äußere Licht geht, weil das innere flackert und fackelt. Meine Tage sind gezählt. Ich komme in den Himmel zu denen, die ich liebe. »

« Ihr Zustand wird sich bessern, ich kenne das. »

« Vielleicht. Aber nicht dauernd. Ich habe viele Kranken gesehen und kenne die Symptome. Der Wille Gottes geschehe! Laß mich Teile deines Gedichtes sehen, wenn du sie den Winter über vollendet hast[2])! Es wird mich und auch die Schar der Schwestern freuen, daß solch ein erlesener Geist meine geringen Taten zum Vorwurf genommen hat. Was du noch brauchst, wird meine Vertraute, Schwester

---

[1]) Bescheidene Schwester.

[2]) Bruder Hermann arbeitete damals an einem Gedicht « Leben der Gräfin Yolanda », das erhalten ist. Es ist in mittelhochdeutscher Sprache und das erste Denkmal luxemburgischer Literatur.

Beatrix, dir sagen. Burg Vianden, wie sie mein guter Vater selig ausgebaut hat, und Burg Lützelburg kennst du ja schon. Die Bücher Wolframs und Frauenlobs kannst du hier studieren, wenn du dir ein paar Tage frei nimmst.»

«Gerne. Einige Abschriften besitze ich selbst.»

«Wer hätte je gedacht,» hier hatte sie das alte, gewinnende Lächeln wieder, «daß die Tochter der Französin, in Namur geboren, einst im deutschen Lied gefeiert würde, in schwäbischer Sprache?»

«In der Sprache der Hohenstaufen, die jetzt die süddeutsche Welt erobert. Ich lernte sie und auch die Gesetze der ars poetica an der hohen Schule.»

«Ja, das habe ich in deiner deutschen Wiedergabe unserer Klosterregel gesehen. Nun Glück auf, Bruder Hermann! Mein Werk ist vollbracht, das deine beginnt! Gott segne dich!»

* * *

Als Hermann gegangen war, klingelte die Gräfin einer Novizin, das Schreibzeug wegzunehmen. Dann setzte sie sich und überließ sich, gegen ihre Gewohnheit — denn die hatte nie ruhen können — ihren Träumereien.

«Tätig bin ich nicht mehr, und die Arbeit häuft sich. Das Kleine erschöpft. Ich habe mein Kloster hochgebracht, ja.

«Aber was ist aus der Grafschaft Vianden geworden, seit mein guter Vater im Kreuzzug verschollen ist, und sein Nachgeborener, Graf Philipp, sein tolles Leben begonnen hat? Meine Eltern waren ja schon immer in Klostersachen die edlen Spender, und die Kosten ihrer Kreuzzugsbegeisterung waren auch nicht gering. Philipp hat diese Vergeudungslust geerbt. Und dann seine dummen Kriegszüge gegen Metz und Straßburg, der Streit mit seinem Neffen! Das alles verschlang hohe Summen, die er leihen mußte. Schulden zwangen ihn, dem Luxemburger die Grafschaft zu Lehen zu geben. Unter ihm und seinem Nachfolger geht das Haus zur Neige, wie mein Leben!»

Sie klingelte wieder.

«Schwester, ich gehe etwas in den Garten. Bereite mir mittlerweile das Nachtessen! Ich gehe frühzeitig zu Bett.»

Sie ging noch nicht in den Garten, sondern setzte sich wieder und spann ihre Gedanken fort.

«Wenn mein Vater Heinrich und meine Mutter, die stolze Margareta, zurückkämen und sähen, daß ihr Sohn dem Luxemburger für die Grafschaft Gefolgschaft leisten muß! Verschwendung und

Rauflust sind der Ruin dieses Geschlechtes. Vater und Mutter in Ehren! Aber beide haben in Prunk und Schenkungen den Inhalt ihres Lebens gesehen.»

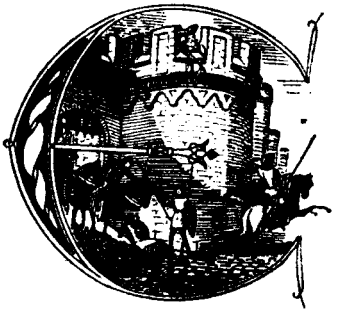
Sie dachte angestrengt nach.

«Ich bin ja auch ein bißchen schuld und Mariental auch. Aber das mußte sein! Vater und Mutter, verzeiht mir! Ich war halsstarrig im Geiste des Heiligen und meines pater spiritualis, des nun schon längst in Gott ruhenden Walther. Aber vielleicht hattet *ihr* recht, als ihr euch meinem Vorhaben so lange Jahre widersetztet!»

* * *

Yolanda starb ein Jahr später, an frühzeitiger Erschöpfung. Ihr Kloster lebte bis zum Josephinischen Klostersturm.

Knappe Bodo von Zolver
und die Dame von Falkenstein



IN Kräuseln um die leichtgeschürzten Lippen
Und Kampf mit jedem windig leichten Fant.
Ein flinkes Tummeln in des Herren Diensten,
Ein Eifern um der Dame Unterpfand.

Ein Schlendern durch des Lebens weite Hallen,
Die ihr Geheimnis dürsten, ihre Schönheit kundzutun.
An vollen roten Lippen leichtes Nippen,
Auf runden Leibes Polstern weiches Ruhn.

Der Tage Raub gekoppelt an den Gurtgehängen,
So sprengt er zu der Herrin Prunkempfängen.

* * *

Den Knappen ruft heut blutge Männerfehde.
Trompeten gellen an des Vorhofs Toren.
Es gilt des mächtgen Feindes Burg berennen.
Vom Herrn ist er zum ersten Sturm erkoren.

Ein letztes Mal zum letzten Liebeszeichen
Geht er zu seiner hohen blonden Frauen.
Sie schreitet schlank und blass bei ihren Lieblingspfauen
Und darf zum Abschied nur die Hand ihm reichen.

Die Minneschleifen von der Kemenate hängen.
Nie wieder sieht sie ihn den Hof durchsprengen.

Krickelborn und das grosse Weltgeschehen

1292.

ERO, Beamter des luxemburgischen Grafenhauses, kam nach Krickelborn an der Knatter, um über das erfallene Lehen des bei Worringen ruhmreich ums Leben gekommenen Ritters Feist von Krickelborn die letzten Erhebungen zu machen. Es war ein Schwertlehen, und da kein männlicher Sproß vorhanden war, dem Grafenhaus verfallen. Die Ritterfrau Aleide und ihr Töchterchen Mutta hatten die Burg geräumt und waren zu Verwandten gezogen.

Der Fiskalbeamte ging zu dem ansehnlichsten Fronbauern des Ortes, dem bis zu weiterer Verfügung die Obhut der leeren Burg anvertraut war. Es sollte diesem auch der Ehrentitel Burgmann verliehen werden. Gradwohls Haus war das einzige am Ort, das weiß getüncht war, mit einem handhohen schwarzen Fuß, während die übrigen und auch die schmale Ritterburg in kantigem, grätigem Rohbau aufgeführt waren. Der angehende Burgmann hatte ein gerötetes Gesicht mit einem speckigen Nacken und Augen, die klein und flach und nichtssagend waren. Er schien treu und bieder, aber manchmal bockig. Zunächst gab er dem jungen Beamten, der zum ersten Mal vorsprach, längere Aufschlüsse über Land und Leute in Krickelborn und über dessen uralte Geschichte. Die Hausfrau trug mittlerweile auf. Gero sah aus, als werde er immer magerer, je mehr er aß. Er triefte von Wohlwollen und schien das Lächeln in Pacht zu haben.

«Krickelborn», nahm der Verwalter einen weiteren Ansatz und schnäuzte sich, denn er liebte eine klare und saubere Stimme, wenn auch sein Taschentuch nicht sehr reinlich war...

«Laß das jetzt!» fiel der Besucher ihm in die Rede, biß das Bein eines gebratenen Hähnchens an und nahm einen Schluck Apfelwein. «Sag mir lieber, wie war es zu Worringen? Du warst ja dabei.»

«Dabei, wie all die Helden, aber er kam zurück», bemerkte die Hausfrau, die sich nach dem Auftragen der Brathühner zu ihnen gesetzt hatte.

Wendelin ignorierte die Einwendung seiner gern krakeelenden Hausgenossin und antwortete lieber dem hohen Gast auf dessen Aufforderung, die ihn auf sein zweites Lieblingsthema brachte.

«Nun, ich war Schildträger — Schildknappe kann ich nicht gut sagen, denn ich bin kein Knappe — Schildträger des Ritters Feist und mußte wohl oder übel mit. Der verstorbene Herr gehörte allerdings nicht zu den hochtrabenden fahrenden Rittern, welche die Welt durchziehen und jeden aufs Haupt schlagen, der nicht die Dame ihres Herzens als die Königin der Schönheit und Huld ausrufen will. Nein, er war seßhaft und lagerte gern auf Straßen und Wegen und klopfte nicht schlecht auf den Busch.»

«Verwandt mit den Brandenburgern und Heringern!»

«Das weiß ich grade nicht.»

«Aber wie ging's in Worringen, Wendel?»

«Das, Herr, ist ein Flecken etwa eine halbe Tagereise nördlich von Köln. Da ist's so flach, daß meine innere Hand dagegen hügelig erscheint. Es ist auch eine Burg da und eine große Heide, die Fühlinger Heide, auf welcher die Schlacht stattfand. Dahin drängte der Brabanter, er wollte gegen Köln, dessen Erzbischof es zu züchtigen galt. Es war am 5. Juni 1288, an einem Samstag — ich erinnere mich noch genau, wie wenn es heute wäre — da errangen Johann von Brabant und Adolf von Berg dort den Sieg über Reinhold von Geldern, den Erzbischof Siegfried von Köln, und unsern Grafen Heinrich, Gott hab ihn selig. Warum sie grade aneinander geraten waren, weiß ich nicht. Unser Herr Graf, den Gott tröste, war ein Schlimmer, wissen Sie. Das Volk nannte ihn Heinrich den Verdammten. Er hatte erst ein Jahr vorher den Bischof von Lüttich gefangen genommen, weil dieser seine Schwester, die Gräfin Isabella von Flandern, beleidigt hatte, und ihn erst nach fünf Monaten gegen ein erkleckliches Lösegeld wieder freigelassen. Vor sieben Jahren wurde er von dem Erzbischof von Trier in den Bann getan, weil er den Trierern die Zufuhr auf der Mosel gesperrt hatte, und die Grafschaft war im Interdikt bis zu seinem Tode. Glücklicherweise hat uns seine fromme Gemahlin

Beatrix seither davon befreit, und ihr Vertreter, der Herr von Esch, hat alles wieder in Ordnung gebracht. Und nun soll ja der junge Herr regieren. Doch das weiß Euer Gnaden besser als ich!»

«Ja, so ist's, doch davon später! Bleiben wir bei Worringen! Ich muß dir zunächst erklären, wie das alles kam. Walram III., Herzog von Limburg, zweiter Gemahl unserer Gräfin Ermesinde, starb im Jahre 1283, ohne männliche Nachkommen zu hinterlassen. Sein Eidam Reinhold von Geldern trat mit Einwilligung des Kaisers die Erbschaft an. Aber der Neffe des Verstorbenen, Adolf von Berg, erhob Einspruch im Namen des salischen Gesetzes und verkaufte, da er selbst zu schwach war, seine Rechte an den mächtigen Herzog von Brabant, Johann I. Vier Jahre kämpfte Reinald verzweifelt gegen diese Übermacht. Dann trat er seinerseits seine Rechte an seine Verwandten ab: den Grafen von Luxemburg und dessen Bruder Walram von Ligny. Diese brachten eine mächtige Koalition zustande, die mächtigste, die es je in den Ländern zwischen Rhein und Maas gegeben hat. Adolf von Nassau, der Erzbischof von Köln und die meisten Fürsten des Nieder- und Mittelrheins traten mit auf den Plan. Der Haß gegen den Brabanter war so groß, daß der Erzbischof sich sogar mit einem Interdizierten verbündete.»

«Ah so!» antwortete Wendelin und fuhr in seiner Erzählung fort:

«Ja, es war eine schier erdrückende Übermacht gegen die Brabanter und Bergischen, zu denen sich noch rebellierende Kölner gesellt hatten. Von der Ritterschaft Luxemburgs waren, außer dem Grafen und seinem Bruder, noch ihre Bastardbrüder Heinrich von Houffalize und Balduin mit dabei, außerdem die Herren von Krickelborn, Wiltz, Mirwart, Meisemburg, Brandenburg und Burscheid, nebst ihren Mannen. Es war eine stattliche Schar. Ihre Reihen schimmerten in Stahl und Eisen, sie ließen die Helmbüsche wehen, und alle ihre Reden waren Sieg. Solche Ritter, wißt ihr, glänzen bei Turnieren, aber sie haben es schwer in der Feldschlacht. Schon wenn sie im Frieden einem eine Ohrfeige geben wollen, will die Armschiene nicht, oder die Halsberge verrenkt ihnen den Nacken. Mit einem Fußtritt geht's noch weniger, denn ehe der geschiente Fuß trifft, kann der Gegner schon dreimal um den Mann gelaufen sein, der seinen Panzer und seine Silbersporen zum Henker wünscht. Wie wollen solche Leute siegen, die neben ihrem Körper ein Mannsgewicht von Stahl und Eisen auf sich haben und dazu ihr breites Schwert oder ihre lange Lanze und die vom Knecht gereichte Tartsche? Ja, im Turnier bestehen sie wie Helden. Da haben sie feste Schranken, einen Turnierwart, der ihnen den Gegner stellt, mit ebensoviel Adelsquartieren, wie sie

selbst besitzen, einen Herold, der sie zur gegebenen Stunde aufruft und ihnen, wie auch den Gegnern, jeden Verstoß gegen die Ritterregel aufmutzt. Dann bekommen sie als Siegespreis herrliche Schleifen von den schönsten Damen, und die Besiegten setzen sich mit ihnen zum Schmaus, nachdem sie Staub, Sand und Blut abgewaschen haben. Aber in der Schlacht, herrje! Der Herr hat noch keine gesehen, Er ist noch jung. Da kommt es darauf an, versteht Ihr, daß man Reihe hält und den Tjost und den Buhurd sein läßt, in einem Wort, daß man zusammen siegt, und der Anführer wenigstens am Leben bleibt, sonst kann er ja nicht siegen. In Worringen befehligte Erzbischof Siegfried das Vordertreffen, unser Graf Heinrich und Reinold von Geldern standen an den Flügeln, Walram von Ligny führte die Nachhut. Aber gleich im ersten Anprall waren diese drei Teile nur mehr ein unabsehbarer Knäuel in der weiten Ebene. Um neun Uhr morgens begann der Kampf, er dauerte bis fünf Uhr nachmittags.

Wirbel von Staub stiegen fortwährend auf und verdichteten sich allmählich zu einer Decke, die über der Schlacht stand, und in welcher die Sonne glitzerte. Trompeten gellten, auch die Schlachtrufe der Kämpfenden und die Todesschreie der schwer Verwundeten zerrissen die Luft. Waffen klirrten, und Streitäxte krachten auf Rüstungen, Helmen und Lederkollern. Dazwischen klang das angstgequetschte Wiehern der erschreckten oder verstümmelten Pferde. Das alles wogte in einem Getümmel von Hunderten von Einzelgefechten. Wo ein Pferd fiel, lag es wie ein Baumstamm überm Weg. Tier und Reiter konnten die angeschienten Glieder nicht rühren und warteten, bis man sie erlöste oder zertrampelte ; leider war das letztere häufiger, denn die andern mußten weiter dreinschlagen. In dem wüsten Gemenge stieg das Grausen auf und stand Stunden lang wie eine Wetterwolke am Himmel. Dann setzte langsam das Zurückweichen auf unserer Seite an. Die Brabanter hatten lange nicht so viel Ritter, aber desto mehr Leute aus den Zünften der Städte, wütende Kerle mit Morgensternen, oder Gudendags, wie sie in ihrer Sprache sagen. Diese Mordwaffen fuhren den Rittern wie Blitze in die Visiere und den Pferden in die Gedärme. Langsam, langsam wurde die Auflösung der Unseren zur hellen Flucht. Auf der andern Seite brach das Brüllen und Jubeln der Sieger aus, die zur Hetzjagd auf die Beute ansetzten. Wer von den Flüchtlingen ein heiles Pferd hatte, sprengte in gestrecktem Galopp auf Köln zu. Der Erzbischof und Reinald von Geldern wurden gefangen. Die Packknechte der Wagenburg ergaben sich. Was den Unseren geschehen war, erfuhren wir, da wir uns rechtzeitig weggemacht hatten, erst am folgenden Tage.»

« Wie, du warst doch Schildträger, Wendelin ?»

« Herr, ich kann das Trompetengeschmetter nicht vertragen. Auch war jeder meiner Füße eine große Wunde. So hatte ich dem jungen Stallknecht die Tartsche übergeben und hielt mich mit dem Mesner Eberhard, der die Ersatzwaffen Ritter Feists in Verwahr hatte, hinter den Kämpfern, mit einem zweiten Pferd für unsern Herrn. Leider fiel dieser mit den Brüdern des Grafen und den meisten luxemburgischen Rittern, und mit ihm sein Schildträger. Eberhard und ich hatten schon bei Zeit gesehen, daß es schlecht mit den Unseren stand. Ich ließ das Pferd und er die Waffen im Stich, und wir schlüpften zwischen so vielen stampfenden Pferden hindurch, bis wir an ein Erlengebüsch an den Rhein kamen. Meine Fußwunden waren ganz vergessen. In einem Nachen ließen wir uns bis nach Neuß treiben und machten dann die paar Tagereisen hieher zu Fuß. Nehmen Sie sich einen Mesner mit, wenn Sie sicher und unbehelligt reisen wollen, die kennen alle Pfade und Pfiffe ! »

« Und wie ging's denn dem luxemburgischen Haufen ? Erzähl es genau ! »

« Ja, das haben wir erst am zweitfolgenden Tage erfahren. Schlecht, sehr schlecht, Herr ! Die meisten tot. Denn diese Art schlägt drein und läßt sich nicht fangen. Unser gnädigster Herr Graf suchte gleich zu Anfang des Handgemenges an den Brabanter zu kommen, traf aber zunächst auf dessen Bruder Gottfried. Da ihm aber sein Pferd betäubt wurde und zur Seite sprang, kam der Zweikampf nicht zu Ende. Dann aber stieß Heinrich auf den Herzog Johann selbst. In drei Anläufen suchte er ihn zu werfen, mit der Lanze, mit dem Schwert und zuletzt im Ringkampf Mann gegen Mann. Da liefen die Brabanter herbei, und Heinrich ließ ab. Als er aber hörte, daß sein Bruder Walram gefallen sei, stürmte er von neuem vor, stürzte sich auf den Gehaßten und suchte ihn zu erwürgen. Zu gleicher Zeit verletzte Walther von Wiltz Johann am Arm, und ein anderer Ritter erstach ihm das Pferd unterm Leib. Aber der flinke Mann bestieg ein neues, ehe man sich dessen versah, und dann wieder ein neues. Alles ging ihm von statten. Sein Banner fiel und wurde mit Füßen getreten. Aber bald war es wieder aufgehoben, und neue Trompetenstöße meldeten einen neuen Angriff der Brabanter. Jetzt fiel auch das luxemburgische Banner in den Staub. Johann, dem das dritte Pferd getötet war und der eine Weile zu Fuß gekämpft hatte, bestieg ein neues Pferd und rief Heinrich zu neuem Zweikampf auf. Dieser stürzte sich auf ihn, obwohl sein eigenes Pferd verwundet war. Er ergriff den Gegner an der Gurgel und mußte sich zu diesem Zweck in den Steigbügeln heben. In diesem Augenblick stieß ihm ein Ritter Johanns, Walther van den Bisdomme, den Degen in die Flanke und verwundete ihn tödlich. Der Tapfere fiel vom Pferd

und starb am Blutverlust. Johann rief dem Ritter zu: ‚Unglücklicher, was hast du getan? Du hast den besten der Ritter getötet!' Heinrichs Leiche wurde nicht gefunden.»

«Das war ja ein Kampf, wie ihn sich die homerischen Helden, von denen wir als Kinder gelesen haben, vor Troja lieferten», bemerkte Gero.

«Das weiß ich nicht, Herr. Ich sehe nur eins: Haß macht blind. Hätten sie nur statt der Ritter ein paar tausend gewandte Speerwerfer und Bogenschützen gehabt, dann wäre die Schlacht vielleicht besser verlaufen!»

«Ritter ist Ritter, das verstehst du nicht, Wendelin! Aber dem Brabanter brachte die Schlacht das Herzogtum Limburg, machte ihn zum mächtigsten Herrn im Maasgebiet und versperrte unseren Herrn den Weg nach Norden. Als ich in Brüssel war, habe ich Krüge mit Johanns Figur gesehen, denn er begünstigte überall die Brauereien. Das üppige, fröhliche Gesicht wurde überall nachgeahmt, wie früher in den Weingebieten die des Gottes Bacchus oder seines Begleiters Silenus. Man nannte es Jan Primus und dann Gambrinus.»

«Das glaub ich. Die konnten schon was auf den Sieg trinken!»

«Nun, Wendelin, sag ich dir das auch noch von unserm neuen Herrn, dem Grafen Heinrich VII. Er hat ja am 9. August geheiratet.»

«Ja, ich hab davon gehört.»

«Und seine Frau ist die Tochter dessen, der seinen Vater besiegt hat, Johanns des Ersten. Das ist wie in der Bibel: wenn jemand dich auf die rechte Wange schlägt, dann halte ihm auch noch die linke dar! Aber es ist noch etwas in Tervueren bei der Heirat vorgefallen das dir sicher Freude macht: unser frommer Herr hat auch dem Mörder seines Vaters, Walther van den Bisdomme, die Hand zur Versöhnung gereicht. Politik und Hausmacht, mein Lieber, das ist die Koppel, auf der sie reiten.»

«Herr, ich hab mein Gespann lieber! Bei mir ist's: einmal Feind, immer Feind. So halte ich es mit dem Wachszieher Valerius drüben, und mein Sohn weiß schon, daß er mit dem niemals Frieden machen kann. Nein! Das hätte ich niemals getan, nicht um alle Humpen des Herzogs Jan. Oder ich hätte mir wenigstens die Hand abgewischt, wenn es hätte sein müssen. Wollen Sie schon gehen? Warten Sie doch noch ein halbes Stündchen! Die Hausfrau hat noch etwas im Keller, das leuchtet wie eine Sonne! Nein! Der neue Herr Graf! Er ist mein Herr, allen Respekt, aber was soll man zu dem sagen, was Sie eben erzählt haben? Die hohen Herrn, die hohen Herrn!»

Sie tranken den leuchtenden und erleuchtenden alten Schnaps, und Wendelin strahlte mit ihm.

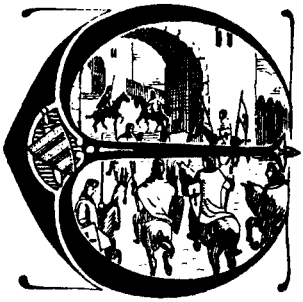
« Ich zähle auf Euch, Herr Gero! Ich werde doch meine Ernennung als freier Burgmann bald bekommen. Wir haben, neben frisch geräuchertem Schinken, Hühner und Kapaune die Menge, und hier ist für Freunde der Tisch immer gedeckt. »

« Schön, » sagte Gero, als ihm die Hausfrau den eingepackten Schinken überreichte. « Ihr seid tüchtig, Wendelin! Tüchtig und treu! »

Die Templer in Hesperingen

1308.

Judicate juste, filii hominum!
(Richtet gerecht, ihr Söhne der Menschen!)
Wahlspruch des Kaisers Heinrich VII.



ES war am 25. Dezember 1308.

Auf Schloß Hesperingen, das damals dem mächtigsten Herrn der Grafschaft, Gilles de Rodemachern, grand justicier, Herrn von Rodemachern, Ruth, Chassepierre und Hesperingen, gehörte, herrschte seit einigen Tagen ein reges Treiben: Trappeln von Pferden, Absteigen von Reitern, die unter dem Wettermantel weiße Mäntel trugen, mit rotem Kreuz auf der linken Schulter, hastiges Beraten, ängstliches Lugen vom Turm, der auf die Alzette blickte. Das Schloß hielt kaum die Gäste. Aus Osten und Westen waren sie gekommen, lauter führende Leute des von Papst Clemens V. auf Betreiben Philipps des Schönen abgeschafften und in Frankreich zu den härtesten Strafen verurteilten Templerordens: Franzosen und Deutsche, auch Luxemburger von Roth an der Our. Der Wächter hatte ihrer 120 gezählt. De Ligny war darunter, der ehrwürdige Meister der Komturei Champagne; de Latour, Komtur von Frankreich; d'Auvergne, Komtur der Kommende Deutschland.

Zwei Franzosen aus de Lignys Begleitung, Coran und Nexel, waren in geheimem Auftrag am Nachmittag des 24. Dezember fortgesprengt, und man erwartete ihre Rückkehr gegen drei Uhr morgens, am Weihnachtstage. Coran war von de Ligny zum Ritter geschlagen

worden, er war alt und ehrwürdig. Nexel, mit schwarzem, wohlgekämmtem Vollbart, war in Wirklichkeit ein Agent Balduins von Trier.

Erst um acht Uhr morgens, mit fünf Stunden Verspätung, waren die zwei an Ort und Stelle, und die Kapitelsitzung begann unverzüglich.

Der große Rittersaal war mit dem Wappen Hesperingens geschmückt: Gold mit Azur gestreift, auf sechs Feldern. Der Einberufer der Versammlung, der ehrwürdige de Ligny, der zweimal in Jerusalem gewesen war, eröffnete die Debatte mit aller Feierlichkeit. Es galt eine geheime Tagung der ostfranzösischen und westdeutschen Komtureien, um zu retten, was zu retten war. Die Franzosen sollten ihren Einfluß, die Deutschen ihr Geld beisteuern, um zu bewirken, daß der Orden erhalten bliebe, unter der Bedingung, daß er nach Jerusalem zurückverlegt würde. Aber kaum waren die ersten Stimmen laut geworden, als man sah, daß alles zu spät war. Die Franzosen zögerten ob der blutigen Dekrete Philipps und der ihnen drohenden Scheiterhaufen, die Deutschen, weil sie selbst in Sicherheit waren, da die Bulle des Papstes zwar ihr Vermögen den Johannitern und Hospitaliers anheimgab, aber sie selbst unbehelligt ließ.

Für bewaffnete Aktion fand de Ligny keinen Anklang. Der Orden war arm und ohnmächtig geworden! Die Deutschen fügten hinzu: Gott helfe euch!

Die zwei Abgesandten konnten ihrerseits nichts berichten, außer daß sie bei dem Abt von Münster gewesen waren, der ihnen seine Antwort auf sieben Uhr morgens anberaumt und dann den trockenen Bescheid gegeben hatte, er wolle aus dieser Sache bleiben. In Wirklichkeit hatte Nexel die Anwesenden verkauft, gegen eine Belohnung von 6000 Skudi (écus d'or), und erwartete, daß die Soldaten Balduins von Trier sie alle abfangen würden.

Auf einmal wurde die Versammlung abgebrochen durch den Ruf: « Soldaten in Sicht! » Alles stob auseinander. Nur der Burgherr bewahrte sein kaltes Blut und fragte, wie es zu erklären sei, daß diese Soldaten so offen herankämen. Bald erkannte er ihren Anführer, der ordnungsgemäß vorgelassen wurde. Es war ein Abgesandter Heinrichs VII., des Grafen von Luxemburg, und er sollte Gilles de Rodemachern zwei Mitteilungen seines Herrn überbringen: Heinrich war am 27. November zum deutschen Kaiser gewählt worden. Was die Templer anging, so wollte er, im Luxemburgischen wie im Reich, die päpstliche Bulle anwenden, aber keine Ausnahmemaßregeln gegen sie in Kraft setzen.

Eine Absage an Philipps des Schönen Gewalt- und Raubpolitik!

Man traute seinen Ohren kaum! Die Nexel und Coran senkten das Haupt.

* * *

Auf Burg Lützelburg war in der Frühe des Weihnachtstages dieser für die Templer günstige Umschwung vor sich gegangen.

Seit dem 27. November herrschte im Castel gewaltige Aufregung. Abgeordnete der Fürsten, Städte und Abteien des Reiches kamen und gingen, auch Gesandtschaften vom Papst und vom König von Frankreich.

Balduin von Trier war herübergekommen und konferierte Tage lang mit dem Bruder, der kein Deutsch kannte, um ihn in deutsche Art und deutsches Wesen, sowie in die deutsche Jurisdiktion, geistliche und weltliche, einzuweihen.

Auch Peter von Aspelt, Kurfürst von Mainz, der mächtigste der geistlichen Kurfürsten, war als Gast angemeldet und hatte schon seinen Geheimsekretär vorausgeschickt.

Die Ausbildung des ältesten Sohnes mußte beschleunigt werden, damit er in der Abwesenheit des Vaters die Stelle des Reichsverwesers bekleiden könnte.

Heinrich kam selten aus der Fassung, wenn er auch leidenschaftlich sein konnte. Wie Balduin ihn am Königstuhl zu Rhense und bei der Wahl im Dominikanerkloster zu Frankfurt den Kurfürsten geschildert hatte, so war er: ein guter Verwalter, ein tapferer Ritter, ein frommer, tadelloser Herr.

Am französischen Hofe aufgewachsen, hatte er unter Philipp dem Schönen gedient und von ihm den Ritterschlag erhalten. Er war jetzt 38 Jahre alt, von mittlerer Größe, schön von Gestalt, von gesunder Gesichtsfarbe, mit dichten Brauen und blonden Locken.

Am Vorabend hatte man Weihnachten im Familienkreise gefeiert, mit mächtigem Scheit im Ofen, einer fetten Gans und einer Mitternachtsmesse.

Am Weihnachtstage meldete man gegen sieben Uhr morgens ganz unerwartet den Abt von Münster, der die Kaiserliche Majestät in dringender Angelegenheit zu sprechen wünsche.

Der Abt entschuldigte seinen ungewöhnlich frühen Besuch. Er habe eben erst von zwei Rittern, Abgesandten des Komturs de Ligny, erfahren, daß auf Schloß Hesperingen die Komture von Ostdeutschland und Westfrankreich in ansehnlicher Zahl versammelt seien, bewaffnet, etwa 120 an der Zahl.

Heinrich fuhr auf.

« Ordnung vor allem, im Geistlichen und Weltlichen! Ist mein Großjustiziar Gilles de Rodemachern, Besitzer der Burg, auch dort?»

« Ja, es geschieht alles mit seiner Zustimmung.»

« Dann befürchte ich nichts. Ich zähle auf ihn.»

« Wohl. Nun weiß ich von den zwei Abgesandten de Lignys, wenigstens von einem, daß er gegen angemessene Belohnung seinen Kommittenten und die von ihm einberufenen Templer samt und sonders dem Arm der geistlichen und weltlichen Gerechtigkeit auszuliefern bereit ist, damit an ihnen Recht geschehe, wie in Frankreich.»

Heinrich war empört.

« Verräter statt Gesandter! Ich mag nichts mit solchem zu tun haben! Höchstens, daß ich ihn ins Burgverließ werfe! Für mich liegt kein Grund vor zum Einschreiten.»

Der Abt insinuierte:

« Aber die Politik des Königs von Frankreich, dessen Lehensmann der Kaiser als Graf von Luxemburg ist, eine Politik, die vom Papste gebilligt wurde!»

« Diese Billigung gilt nur für Frankreich. Der französische König, den Gott schützen möge, hat mir und meinem Hause unzählige Wohltaten erwiesen. Wir sind ihm zu Dank verpflichtet und schulden ihm Lehnspflicht für den Fall eines Krieges mit England. Ein solcher ist übrigens durch die Heirat, deren Zeuge ich in diesem Frühjahr gewesen bin[1]), ganz ausgeschlossen. Für die Gerechtigkeitspflege, Herr Abt, sind meine Länder Eigengebiet, und im kirchlichen Recht könnte nur der Heilige Vater mir Vorschriften machen. Er hat seinen Willen kundgetan, ich folge ihm darin. Der Orden ist aufgelöst, sein Vermögen den Johannitern überwiesen. Die Überleitung des Besitzes für Roth, Vichten und Gilsdorf auf deutschsprachigem Gebiet lasse ich anordnen, aber da hört meine Befugnis in dieser Angelegenheit auf.

« Nein, Herr Nachbar, mein Land riecht nicht nach Schwefel! Wir haben keine Albigenser und Waldenser, und wenig Templer, letztere sind ja durch die Bulle ihres Charakters entkleidet. Auf dem Gebiete des Heiligen Römischen Reiches haben sie sonst nichts zu fürchten.

« Ich wünsche Ihnen und Ihrem ganzen Konvent, dem ich wohl will, vergnügte Weihnachten und hoffe, daß ich Sie bald als Gast hier sehen werde. Denn das freundnachbarliche Verhältnis, das durch

---

[1]) Am 22. Januar 1308 heiratete Eduard II. von England Isabella, die zwölfjährige Tochter Philipps des Schönen. Heinrich VII. war Trauzeuge.

die Gründung des Grafen Konrad, gesegneten Andenkens, hergestellt worden ist, soll durch mich und meine Nachfolger auf ewige Zeiten erhalten werden.»

«Ich danke Eurer Majestät und empfehle sie dem Schutz des Allerhöchsten.»

* * *

Auf Burg Hesperingen gab es ein freudiges Weihnachtsfest, und Nexel, dessen schwarze Pläne und mißlungener Verrat den andern nicht bekannt waren, stimmte äußerlich in den Jubel ein.

Balduin und Dante

1313.

ANTE Alighieri, der Dichter der Vita Nuova und der Divina Commedia, war kurz nach dem Tode Heinrichs VII. in Pisa eingetroffen.

Fast zu gleicher Zeit war Kurfürst Balduin, Erzbischof von Trier, Bruder des Verstorbenen und Teilnehmer an dessen Römerzug, aus Deutschland zurückgekehrt, wo er mit dem Reichsverweser Johann von Böhmen neue Truppen ausgehoben hatte. Diese waren aber nur bis Mailand gekommen, als die Todesnachricht sie ereilte, und dann mit Johann umgekehrt. Der Graf von Flandern und eine Anzahl Ritter hatten die Leiche des Kaisers von Buonconvento nach Pisa getragen, wo sie, bis zur feierlichen Bestattung im Dom, in einer Kapelle des Campo Santo beigesetzt war.

Es war am Spätnachmittag.

Dante hatte weiße Lilien mitgebracht, die er auf dem Marmorsarkophag niederlegen wollte. Balduin erwartete ihn in der Kapelle. Als der Dichter eintrat, kniete der Erzbischof auf einem Schemel. Sein martialisch schönes Gesicht war gesenkt, die Hände ruhten auf der Lehne. Er stand sogleich auf und reichte dem Besucher schlicht die Hand. Dieser legte die Blumen auf den Sarg und stand dann unbeweglich, mit dem Rücken gegen das Chorfenster, neben einer Pietà, die auf dem Grab eines Pisaner Podestà errichtet war. Das gemeißelte Gesicht des Achtundvierzigjährigen hatte die Strenge des Gerichtstags.

Beide trugen das Priesterbarett und den Talar, Balduin außerdem ein großes Kreuz mit Edelsteinen am Hals. Durch das Chorfenster siebte Abendlicht, das bald violett verdämmerte, bald purpurn aufleuchtete.

Erst nach geraumer Zeit sprachen die beiden großen Männer, nachdem sie dem hohen Verstorbenen schweigend den Zoll ihres Mitleids gespendet hatten.

Dante.

Mein zerrissenes Land! Mein blutendes Land! Dein Arzt und Retter ist gestorben.

Balduin.

Prior[1]), wir danken, ich und mein Haus, für das würdige Beileid in dieser Stunde. Das Grabdenkmal für den hohen Verstorbenen ist bei Tino da Camaino bestellt. Es fehlt noch die Inschrift dazu.

Dante.

Gerne will ich sie verfassen! Die Stätte wird ein Wallfahrtsort werden, das Grab unserer Hoffnungen!

Balduin (nachdenklich).

Vielleicht wird auch das Ghibellinentum dort seinen Ruheplatz haben. Drei Kaiser hat Italien Deutschland gekostet: Friedrich den Hohenstaufen, der in seiner Residenz Palermo begraben ist; Konradin den Hohenstaufen, der auf dem Marktplatz von Neapel enthauptet wurde, und meinen armen Bruder. Peter von Aspelt hatte sich gegen diesen Römerzug ausgesprochen.

Dante.

Nicht Ruheplatz des Ghibellinentums, Eure Gnaden! Ich wenigstens werde als Ghibelline ausharren bis zum letzten, wie ich es in De Monarchia auseinandergesetzt habe, dem Buch, das ich dem großen Toten in Mailand überreichen ließ. Nur zwei Mächte können die Ordnung gewährleisten: der Papst auf geistlichem Gebiete, der Kaiser auf weltlichem. ‚Diese zwei Hälften Gottes, diese Doppelsonne' habe ich sie in dem erwähnten Buch genannt.

Balduin.

Ach, Dichter, die Zeit der Doppelsonne ist um! Mit Bonifazius VIII. ist sie zu Grabe getragen worden. Seit sein Nachfolger

[1]) Dante war Prior, als er von Florenz ausgewiesen wurde.

Clemens V. in Avignon residiert, ist das Papsttum ohnmächtig. Clemens mußte die Templer hinschlachten lassen, eine Infamie, die mein seliger Bruder niemals gebilligt hat.

Dante.

Clemens hatte auch seinen Anteil am Lohn. Ich habe ihn im Inferno meiner Divina Commedia zu den Päpsten gesellt, die Simonie getrieben haben. Drei sind's gewesen.

Balduin.

Ich habe Teile dieses glorreichen und viel gerühmten Werkes gelesen. Es ist ein großer Beitrag zur Dichtung, wie auch zur Philosophie und Theologie. Leider beherrsche ich Ihre schöne Sprache nicht genügend. Meine Lektüre sind die Kirchenväter und manchmal Seneca und Vergilius.

Dante (sich ereifernd).

Auch den Bonifazius VIII. trifft seine Vergeltung dort!

Balduin.

Der Herr wird richten, Pater Prior!

Dante.

Man flüstert jetzt Schreckliches über den Tod des Kaisers. Weshalb die Flucht des Bernardinus de Monte Politiano, der ihm die letzte Hostie gereicht hat?

Balduin.

Ich habe alles genau feststellen lassen. Hüten wir uns vor dem Schluß: Hoc post hoc, ergo hoc propter hoc![1] Auch meine Schwägerin Margareta und mein Bruder Walram sind während dieser Expedition in Ihrem Lande gestorben. Italiens Klima ist im Sommer mörderisch. Das alte Römerreich siechte vielfach an Malaria dahin.

Dante.

Das Volk urteilt seinerseits oft nach dem juristischen Wort: Is fecit cui prodest[2]. Heinrichs Tod kam der Kurie, dem König von Neapel und den italienischen Gelfen sehr gelegen!

---

[1] Dieses (kam) nach diesem, also (kam es) wegen diesem.

[2] Der, dem es nützt, hat es getan.

Balduin.

Kein Zweifel! Es ist ihr Sieg auf lange Zeit, wie ich vorhin sagte. Ich glaube nicht, daß noch ein deutscher Kaiser den Alpenzug machen wird, um sich die Kaiserkrone beim Papst zu erbitten.

Dante.

Die kleinen Republiken Italiens jubeln, besonders das feile und freche Florenz, und werden sich weiter zerfleischen, um zuletzt die Beute großer Heere zu werden. Deutschland geht denselben Weg. Frankreich hingegen hat den andern eingeschlagen. Dieser Philipp der Schöne, den ich hasse, hat damit Zeichen der Größe gegeben.

Balduin.

Ich kenne ihn gut. Ich wurde an seinem Hofe erzogen. Er half mir zu meiner Kurfürstenwürde. Auch mein seliger — oder soll ich sagen unglückseliger? — Bruder hat ihn gekannt, denn er wurde von ihm zum Ritter geschlagen und nahm von ihm seine Grafschaft zu Lehen an, mit der eidlichen Zusicherung, Frankreich in jedem Krieg, der außerhalb Deutschlands geführt werden würde, Vasallendienste zu leisten.

Die Freundschaft erkaltete, als Heinrich Nebenbuhler von Karl von Valois, Philipps Bruder, wurde im Ringen um die deutsche Kaiserkrone, und den Sieg davontrug. Im Templerprozeß gab der Franzose unserm Heinrich eine öffentliche Absage.

Dante.

Und dann wurde die Lage schlimm für den Kaiser, als der Papst, der den Wohlgemuten zum Römerzug eingeladen hatte, auf Drängen des unerbittlichen Philipp eine öffentliche Erklärung gegen ihn erließ, woraufhin auch dessen Vasall Robert von Neapel, der Heinrich ein Bündnis versprochen hatte, sein offener Feind wurde. Philipp selbst unterhandelte noch kürzlich mit den Gelfen von Florenz und Lucca wegen eines Bündnisses gegen Deutschland. Was hätte der grimme Gegner noch dort angerichtet ohne den frühzeitigen Tod des Edlen, der Gelfen und Ghibellinen versöhnen und den Kämpfen, die Italien zerfleischen, ein Ende machen wollte! Ich habe jetzt Philipp hart beurteilt. Aber leider sind die härtesten und grausamsten Herrscher oft die Wohltäter ihres Landes und triumphieren, während die Gerechtigkeit, wie im Fall deines Bruders, unterliegt.

Dante.

Frankreich selbst ist ein glorreiches Land. Ich bin ihm für meine Poesie zu hohem Dank verpflichtet. Seine Troubadours und Trouvères, seine Minnelieder und chansons de geste, der Roman de la Rose und der Roman de Renart haben die Welt erobert. Unser Guido Cavalcanti und seine Schule, zu der ich auch in meinen Florentiner Tagen gehörte, nahm unter dem Einfluß der provenzalischen Dichter seinen Aufstieg.

Balduin.

Du selbst hast seither deinen eigenen Weg genommen! (Er verneigt sich vor ihm).

Dante.

Ja, die Divina Commedia ist nicht bloß gedanklich mein eigenes Werk, es ist auch dichterisch etwas anderes als die Dichtung der Franzosen. Es ist meine Kathedrale in Worten. Es ist meine Summa, das was in der Theologie die Summa des glorreichen Dominikaners Thomas Aquinas ist, der jetzt das Denken des Abendlandes beherrscht.

Balduin.

Die Dominikaner waren unserem Hause immer gewogen. Mein seliger Bruder und seine Gemahlin haben sie am Fuße ihres Schlosses in Luxemburg angesiedelt, im Dominikanerkloster in Frankfurt wurde Heinrich zum deutschen König ausgerufen.

Dante.

Und wer wird jetzt gewählt?

Balduin.

Ich habe schon Boten nach Trier, Mainz und Köln geschickt. In einigen Tagen folge ich selbst. In Mainz herrscht Erzbischof Peter von Aspelt, Reichskanzler und Primas der deutschen Kirchenfürsten, ein Luxemburger, der wohl bei der ersten Nachricht von dem Trauerfall seine Vorkehrungen trifft. Dieser bedeutende Diplomat hat mir das Pallium von Trier verschafft, im Einverständnis mit dem König von Frankreich, der ihm zu dem Kurfürstenhut von Mainz verholfen hatte. Der schlaue Franzose hoffte ja, durch uns beide seinen Bruder Karl von Valois auf den deutschen Kaiserthron zu erheben und so das Reich Karls des Großen zu erneuern, aber diesmal von Westen aus. Wir haben *unser* Haus vorgezogen, das andere versprach keinen Bestand.

Dante.

Mit Recht. Die Luxemburger werden es hoffentlich auch jetzt tun.

Balduin.

Vielleicht, Prior. Dieser Tod ist zu früh gekommen. Ich zweifle, ob wir Johann, des Vaters Erben in der Grafschaft, auch bei den Kurfürsten durchsetzen können, obwohl er schon König von Böhmen ist oder vielleicht, weil er es ist. Bayern und Österreich sind diesmal Wettbewerber. Die drei Stimmen der geistlichen Kurfürsten sind uns nicht sicher, denn Köln läßt sich vielleicht vom Gegner beeinflussen.

Dante.

Ein Kurfürstenkaisertum ist solch ein wackeliges Gebäude!

Balduin.

Wir halten auf unsere Vorrechte!

Dante.

Ich hege meine eigenen Ansichten darüber und habe sie in De Monarchia entwickelt. Aber Deutschland, das ich schlecht verstehe, muß wohl seinen eigenen Weg gehen. Auf wann die Abreise?

Balduin.

Sobald ich hier die nötigen Anordnungen getroffen habe. Ich nehme das Schiff bis Genua und reite oder fahre von dort über den Mont Cenis via Chambéry nach Lausanne. So sind wir auch hierher gekommen.

Dante.

Gute Reise, und Gottes Segen auf das luxemburgische Haus!

Balduin

Ich danke herzlich, Prior, und wiederhole meine Dankbezeugung für den Beileidsbesuch und die Ehrung meines Bruders, sowie, zum voraus, für die Grabschrift.

Dante.

Ich werde dem Verklärten eine Ehrenstelle im Paradiso anweisen, neben den Höchsten.

Danke auch dafür! Dichter verleihen erst den unsterblichen Ruhm. Ihre Palme überdauert die Kaiserkrone! Vale[1]!

Balduin umarmte ihn und küßte ihn auf beide Wangen. Er bestieg seine Sänfte und hob zum Abschied segnend die Hände.

* * *

Dante kehrte noch einmal zur Kapelle zurück. Nur die rote Ampel leuchtete am Sarkophag.

Langsam kam es aus seinem gepreßten Munde:

« Klein, stumpf und traurig leben die Vielen dahin, arm und gebeugten Hauptes, wie die Tiere, die mit Händen und Füßen am Boden ihren Gang gehen.

« Über sie ragen Einzelne auf, welche die Geschlechter und Zeiten überdauern.

« Ich habe eine Vision gehabt von einer hohen Frau und einem hohen Mann.

« Vielleicht war Beatrice nicht die unaussprechlich Hehre, für die ich sie in meiner jugendlichen Verzücktheit hielt, sondern nur eine Alltägliche, wie viele andere. Vielleicht war dieser Kaiser nur ein Idol von Macht und Glanz, das die Ferne vergoldete. Aber mir war Bice[2] die Vision der höchsten Weiblichkeit und Arrigo[3] die der höchsten Männlichkeit, mein Wiederhersteller von Frieden, Gerechtigkeit, und Freiheit!

« Vielleicht sind die Kampfrufe ‚Gelfen' und ‚Ghibellinen' nur den bunten Bändern gleich, welche die Narren zur Fastnacht flattern lassen: Narren die einen und die andern. Aber mir war Ghibellinentum die Seele der Gemeinschaft im hohen Flug zum Gottesland auf Erden: der Inbegriff dessen, was schwache Sterbliche in gebrechlichen Werken verwirklichen können!

« Vielleicht birgt dieses Florenz, das ich als Pfuhl der Greuel ansehe, den Menschenadel dieses Landes, das der Heiland noch kaum erlöst hat, und vielleicht ist dieses Italien, das grausame, störrische und falsche — trotz allem die Leuchte der Welt! »

Er grübelte eine Weile und fuhr fort:

« Mir leuchten die Sterne milchweiß in dunklen Nächten. Ich weiß nicht, was sie sind, welchen Zweck sie haben, und woher ihr

---

[1]) Leben Sie wohl!
[2]) Beatrice.
[3]) Heinrich.

Glanz kommt. Aber mein Auge gibt den Schein wieder und sucht unter ihrer Leitung seinen Weg.

« Ich weiß nicht, wer Heinrich war.

« Aber er war ein Kaiser, der Glanz hatte.

« Ins Dis[1]) habe ich drei Päpste gesetzt, zu den Verlorenen ; ins Empyreum, zu den Höchsten, nur einen Kaiser : ihn.

« Er fand keinen Papst, ihm den Gegenglanz zu leihen und Gottes Willen auszuführen, denn dieser Clemens leuchtet nur als trübes Phantom.

« Das Papstlicht versagte, denn es hatte keinen Glanz an sich. Und das Kaiserlicht ging aus, kaum daß es in der lautersten Glorie der Majestät geschienen hatte.

« Nachdem der entmachtete Papst ihn im Lateran hat krönen lassen, gebe ich Heinrich die Weihe. »

Er segnet den Sarkophag mit erhobenen Händen :

« Er starb jung, wie die Lieblinge der alten Götter. Herrlich kam er und tapfer, doch unzulänglich an Kraft ; stark, doch der Pantherwildheit und Schlangenlist dieses Landes nicht gewachsen ; ehrlich und aufrecht, wo die Tausende im Staub knieten und ihm ihre Fallen stellten ; gerecht und treuherzig, wo die Dirne Italia ihm ihre Lust verkaufen wollte, um am Markte der Toren zu glänzen. So schien er mir, und so ist er, so geht sein Bild durch den Gang der Jahrhunderte. Ich schreibe ihn mit ehernem Griffel ein in die Tafel der Geschlechter ! »

Dante schluchzte auf und ging. Es war dunkel geworden.

---

[1]) Stätte im Inferno seiner Divina Commedia.

Länderspiel - Pfänderspiel

Dramatischer Dialog.

Im Castel von Lützelburg, Ende Juni 1323.

OHANN, König von Böhmen und Graf von Luxemburg, ist eben, aus Frankreich zurück, auf seiner Stammburg eingekehrt. Zwei seiner Kinder, *Gutta* und *Margareta*, 8 und 10 Jahre alt, spielen im Zimmer nebenan mit einigen Gespielinnen. Der König, im Hausrock, hat eine raubvogelartig gebogene Nase, die sich nach unten stark senkt. Über dem zurücktretenden Mund stehen hoch geschürzte Lippen. Zwei Bogenfalten begrenzen die ragenden Backenknochen. Die Brauen schließen sich in langer, grader Linie über dem Nasenjoch. Die ganze mittlere Gesichtshälfte springt stark vor, das Kinn tritt zurück. Die Augen, welche er wegen einer dem Geschlecht anhaftenden Schwäche vielfach geschlossen hält, können kühn und scharf werden, wenn er sich ereifert. Die Stimme des Königs ist stark, seine Ausdrucksweise lebhaft. Er steht im 28. Lebensjahr.

Der Abt von Altmünster, der augenscheinlich als guter Nachbar zu einem nicht formellen Besuch herübergekommen ist, trägt über der Benediktinerkutte ein goldenes Kreuz am Hals. Er hat ein gutmütiges, fast bäurisch anmutendes Gesicht, mit gekniffenen, klugen Augen.

Beide spielen Schach.

Johann.

Schach dem König!

Der Abt.

Ich hab verloren.

Johann (erfreut)

Sehen Sie, Abt, ich bin zwar ein verdammter Haudegen und Faselhans und Draufgänger und fahrender Ritter und Geldvergeuder, aber das Schachspiel, das Spiel der Könige, kenne ich doch!

Abt, wir trinken eine Flasche!

Die Sonne sieht so verlockend durch die kleinen, bunten Scheiben. Es ist bunt hier innen und bunt draußen. Wir trinken eine Flasche des französischen Weins, den ich mitgebracht habe. Das erholt Sie von dem Krätzer, auf den sie hier so viel halten!

(Er ruft laut) Gutta!

Gutta

(ein Mädchen von acht Jahren, kommt herein gesprungen) Vater!

Johann.

Geh, laß eine Flasche Champagner kalt stellen! In einer Viertelstunde da! Hopp, mein Schätzchen!

Gutta.

Ja, Vater! (ab)

Johann.

Jetzt ist Karl schon verheiratet und ist jünger als sie!

Der Abt.

Ja, da haben Ew. Majestät einen Meisterschachzug gemacht. Das kommt von dem Pilgerzug nach Rocamadour[1]) und der Gnade des Himmels.

Johann (geschmeichelt)

Ja, der Himmel hat ein sichtbares Wohlgefallen gezeigt. (Er stellt das Schachspiel beiseite). Abt, das ging so! Sie wissen ja, die Leute, die an einem Pilgerzug teilnehmen, müssen nicht alle krank sein oder Anliegen haben, für die sie ein Wunder erflehen. Viele haben etwas ganz anderes hinter der Kappe. Das wissen Sie auch,

[1]) Wallfahrtsort im Departement Lot, früher viel besucht.

denn Sie haben ja auch jährliche Pilgerfahrten zu Ihrer Abtei, Sie sagen allerdings: Bannfeiertage.

Der Abt.

Ja, das ist meine Musterung der Gläubigen, die mir unterstellt sind.

Johann.

Die Lieferungen dabei nicht zu vergessen! (Sein Lachen ist hart. Er sucht, in guter Laune, zu sticheln.) Sie sind einträglich und kommen leicht ein, verschieden von dem, was unsere Pröbste eintreiben.

Der Abt.

Sie werden auch lieber gegeben, Ew. Majestät, und aus frommem Herzen.

Johann (lacht wie vorhin)

Das ist wie man's heißen will. Wir sind ja alle gläubig, und der Papst in Avignon hat keinen treueren Christen als mich. Aber Abgabe ist ja auch nicht Glaube.

Der Abt.

Kirchenrecht, Majestät, ist so gut wie Feudalrecht oder Königsrecht.

Johann.

Nun ja, wir verstehen uns. Alle drei sind ja gottgewollt. Wir stützen einander, sonst fressen uns die Ketzer. Ich kenne diese Sorte von Böhmen her und auch aus Frankreich.

Der Abt.

Ja, Rocamadour liegt ja nicht weit von Albi. Ist das Unkraut in der Grafschaft Toulouse ganz ausgerottet?

Johann.

Ja, Albigenser und Templer sind weg. Mit der Verfolgung der letzteren war ich allerdings nicht so ganz einverstanden, denn Ritter ist Ritter, und ihre Schuld war nicht so erwiesen, und was das Unkraut angeht, es gab dabei auch mächtig Kraut für die Arbeiter des Herrn!

Der Abt.

Und für den Herrn des Feldes!

Johann.

Allerdings, der König von Frankreich ist ungeheuer reich und mächtig geworden. Das muß man ihm lassen, abgesehen von der Grausamkeit des Ganzen: Die Kapetinger sind eine starke Rasse, besonders waren es die zwei letzten, Philipp der Dritte und Philipp der Vierte.

Der Abt.

Wie ich höre, Majestät, sind Sie auf der Fahrt mit Karl, dem jetzigen König, zusammengetroffen.

Johann.

Nun, darum ging's ja in Rocamadour, wie ich vorhin angedeutet habe. Wenn Johann pilgert, reist oder in den Kampf zieht, muß es auch Gefälle geben! Es hat dieses Jahr zwei Heiraten in meinem Haus gegeben, beide in Verbindung mit dem königlichen Hause von Frankreich und als Folge *einer* Pilgerfahrt.

Der Abt.

Ja, Eurer Majestät Schwester und Sohn.

Johann.

Die Franzosen sind anderer Art als die Böhmen und die Deutschen. Dieses Frankreich! Was man da lebt, turniert, diskutiert und denkt! Der Hof, seine Kultur und seine Feste! Die chansons de geste, die trouvères und Troubadours, die Liebeshöfe, das Rittertum, die schönen großen Kathedralen, Klöster und Burgen, und nicht zuletzt die Universität, welche die Leuchte von Europa geworden ist! Es ist eine Lust, in dieser Luft zu leben! Herr Abt, man *lebt* nur in Frankreich!

Der Abt.

Aber Italien, Ew. Majestät!

Johann.

Ja, Italien seit den Kreuzzügen. Da komme ich auch mal hin, sei es auch nur, um die Gräber in Pisa, Genua und Vereno bei Brescia[1]) zu besuchen! Denn als Reichsverweser und neugebackener König von Böhmen konnte ich damals bei der Romfahrt meines seligen Vaters nicht mitkommen, so sehr es mich auch hinzog. Aber ich komme noch hin! Ich hab was zu vergelten! Der Bayer erreicht ja

[1]) Die Gräber seines Vaters, seiner Mutter und seines Bruders.

nichts dort! Da muß das Schwert drein, das Schwert eines Schwertgewaltigen!

Der Abt.

Ein Wespennest! Seien Sie auf der Hut!

Johann.

Hut! Hut! Wo es brennt, da blase ich.

Der Abt.

Ew. Majetät ist ja stark und mächtig und tapfer und ein erster Feldherr, aber Kriegführen ist teuer.

Johann (fortgerissen)

Im Kriege lebt man! Ich bin darin seit zehn Jahren; ich war achtzehn, als ich anfing. Was ist das Leben sonst? Ich brauche Aufregung und Schläge und Blut, Aus-dem-Sattel-werfen, Umgarnen, Umlisten, Vernichten, Aneignen. Es ist blutig und gefährlich, aber grausig schön: das Sausen des Eisens, jetzt auch das Donnern der Kanonen, der Anprall und Rückprall starker Körper, das Ringen von Mann zu Mann, selbst der widrige Odem des Schlachtfelds, der Blutrausch. Den brauche ich — Abt, das verstehen Sie nicht, denn Sie gehören zu den Nüchternen — den täglichen Rausch, den Rausch der Macht, ein doppeltes, dreifaches Leben! Außerdem muß ich meine Hausmacht gründen und befestigen, denn da habe ich von den Vorfahren nicht viel ererbt, so sehr sie auch gerungen haben.

Der Abt.

Das ist das weltliche Leben. Aber das geistige?

Johann (ironisch)

Das Geistige und das Geistliche werden schon für sich selbst sorgen!

Der Abt.

Ein gefährliches Spiel! Aber wo Sie schon so viel errungen haben...

Johann.

Wer da drin ist, kommt nicht wieder heraus. Zu Rocamadour haben sie Rolands Schwert in einer Innenwand der Kathedrale stecken. Engel, heißt es, haben es von Roncevaux dorthin gebracht, es ist eingehackt wie ein Beil, das man in einem Baumstamm stecken läßt,

weil es zu tief gedrungen ist. Ich ließ mir eine Leiter geben und packte den Schwertknauf, um Rolands Geist in mir zu stärken. Er ist in mir erstanden! Diese Wallfahrtskirche sollten Sie sehen! An den hohen, jähen Fels geklebt, lugt sie wie aus den Wolken, wenn der Nebel auf den Tälern liegt und glänzt. Und wenn das Abendrot von der tief unten ruhenden Stadt heraufwebt und alles verklärt, sieht es aus wie ein richtiges himmlisches Jerusalem.

Der Abt.

Ich weiß, ich weiß.

Johann.

Doch ernsthaft!

Hier gibt's die Stadt Metz und das alte Land Brabant, wo alte Rechnungen zu begleichen sind. Und der Johann ist keiner, der eine Rechnung streicht, ah nein!

Das alte Blut derer von Namür würde dagegen aufschreien. Und mein altes Luxemburg ist noch nicht fest gefügt, nicht vollwertig und stark genug, um sich gegen mächtige Nachbarn zu wehren. Gegen Metz habe ich so manches in der Schwebe, das keinen Aufschub duldet.

Und bei der politischen Erbfolge in Limburg bin ich auch dabei, wie mein Großvater selig, aber diesmal mit Erfolg, glauben Sie mir!

Endlich meine Ansprüche drüben, im Osten! Da gibt's meine Rechte auf Polen und all seine Länder, denn ich nenne mich König von Polen, von den Titeln her, die meiner Frau Vater und Großvater trugen. Dann gibt's, da der jetzige Herzog Heinrich keinen Sohn hat, die nicht lange mehr ausstehende Erbfolge in Kärnten-Krain-Tirol. Aber da lauern sie wie die Wölfe: Bayern, Österreich, Polen, Ungarn und die Kleineren. Im ganzen Osten ist die Steppengier und Gebirgswildheit im Spiel. Aber ich werde es zwingen, dessen seien Sie sicher! In Böhmen bin ich Herr, und der Rest folgt.

Dieses Böhmen! Von meiner Frau gar nicht zu reden, die ist nun einmal die Mutter meiner Kinder, aber sie ist zehn Jahre älter als ich und hat viel angezettelt, und wir kennen uns kaum noch. Aber Adel, Klerus, Städte, das sind Teufel, Abt, im Vergleich zum Westen. Was hab ich gekämpft! Ich habe sie allerdings getriezt und geschunden und dabei das Leben in vollen Zügen genossen. Das war ja nicht alles nach Kanonikerlehre. Aber ich mache einmal meinen Kreuzzug wie meine Vorfahren Konrad I. und Heinrich V., wie Herzog Gottfried von Bouillon, welcher König von Jerusalem wurde, und Graf Balduin von Courtenay, welcher es zum Kaiser

von Konstantinopel brachte. Ich bin nie Kaiser geworden, das ist mein Schmerz. Was hätt ich da erobern können!

Der Abt.

Ludwig der Bayer hat Ihre Dienste schlecht gelohnt.

Johann.

Da sieht man den Undank und die Infamie, die sich manchmal aus der Politik ergeben. Durch unser Haus ist er Kaiser geworden, ich hab an seiner Seite gekämpft die acht Jahre hindurch, bis der Streit vor einem Jahr beigelegt wurde. Und wem hat er die Belohnung gegeben, die Mark Brandenburg? Seinem eigenen Sohn! Ich werd's vergelten, Abt, wenn ich auch jetzt nichts zeige! Ich werd's vergelten!

Der Abt.

Ich glaub's schon, Majestät! Aber er ist jetzt der Mächtigere und kann noch Schlimmes anstiften. (Etwas ironisch:) Sie schauen nach Ost und nach West, nach Süd und nach Nord. Aber ist *hier* kein Werk, das nach Ihnen verlangt? Das Raubrittertum....

Johann.

Die Strauchritter wird mein Seneschall klein kriegen! Aber das bringt mich darauf, warum ich Sie kommen ließ!

(Ein Diener gießt Champagner in die Gläser und verschwindet). Trinken wir eins! (Sie trinken).

Recht schaffen, Macht vermehren ist unser Teil, aber es ist teuer.

Der Abt.

Auch die Sporteln dazu sind nicht billig.

Johann.

Die Sporteln gehören zum Recht wie die Opfergaben zur Kirche.

Der Abt.

Gut, Majestät! (Er droht lächelnd mit dem Finger, um zu zeigen, daß er weiß, woher der Wind weht).

Johann.

Haben Sie Zeit, eine Reise zu machen?

Der Abt.

Für Ew. Majestät, immer!

Johann.

Es ist ja nur nach Trier, zum Onkel Balduin.

Der Abt.

Dem großen Kirchenfürsten. Das wird mir eine Ehre und ein Glück sein!

Johann.

Und dann nach Mainz.

Der Abt.

Zum Nachfolger des großen Peter von Aspelt.

Johann.

...der mit Balduin den Aufstieg unseres Hauses bewirkt, Heinrich zum Kaiser und mich zum König von Böhmen gemacht hat. Er war ein selten tüchtiger Mann. (Er reckt sich.) Aber Balduin, Peter und sein Nachfolger haben sich auch alles tüchtig vergelten lassen, worin sie geholfen haben. Da ist die Kirche nicht faul!

Der Abt.

Die Kirche, ja, denn sie hat für die Gemeinschaft zu sorgen, aber das trifft nicht den einzelnen!

Johann.

Nun ja, nehmen wir's so! Aber diese geistlichen Kurfürsten, die es von Geistlichen und Weltlichen nehmen, sind unsereins über. Es sind meine Lombarden und Juden! Du mußt mit ihnen verhandeln.

(In diesem Augenblick tönt lautes Gelächter und Gezänke aus dem Kinderzimmer. Gutta und Margareta retten sich vor ihren Gespielinnen und kommen herüber).

Johann (streng)

Was gibt's, Kinder?

Gutta.

Pfänderspiel, Vater. Man will uns prellen.

Johann.

Geht schnell in die Gesindestube und seht, was die dort treiben! Ihr bekommt jede einen Gulden.

Gutta und Margareta.

Danke, guter Vater! (Sie springen fort).

Johann.

Nun, Abt, wie schmeckt der Franzose? Ich habe ihn mitgebracht von wo er wächst. Ein ganzes Faß voll. Das muß ich weghaben, ehe ich nach Böhmen zurückkehre! (Sie trinken.) Aber im Ernst, haben Sie Zeit für die Reise?

Der Abt.

Gewiß. Wann gilt es?

Johann.

Kommen Sie morgen zum Cellérier, der stellt Ihnen die Mittel für drei Wochen zur Verfügung, Ihnen und Ihrem Geleit. Dann kommen Sie mir Bericht machen, und wir sehen nach *unserem* Pfänderspiel, denn ohne Verpfändung von Städten und Länderzipfeln geht's nicht ab bei diesen vertrackten Händeln. (Er lacht.) Unsere Jungmädchen üben sich schon früh auf derselben Mandore.[1])

Der Abt.

Gut gesagt, Ew. Majestät!

Johann (trällert)

La guerre est ma patrie,
Le harnois ma maison,
Et en toute occasion
Combattre est ma vie.

[1]) Art Laute mit ausgebauchtem Schallkörper und durchschnittlich sechs Metallsaiten.

Crécy

26. August 1346.

I.

Die Ausfahrt.

CHWARZ flogen die Raben und Krähen über Land.

Frankreich in Not!

Die Lehnspflicht rief.

Johanns des Blinden Räte drängten darauf, er solle in Deutschland bleiben, um die Stellung seines eben zum Deutschen König gewählten Sohnes zu festigen und dessen Anerkennung allgemein durchzusetzen. «Obwohl ich blind bin,» rief er aus, «so habe ich doch den Weg nach Paris nicht vergessen. Ich muß hin, um meine lieben Freunde und die Kinder meiner Tochter zu verteidigen, welche der Engländer berauben will.»

Seine Tochter Gutta war mit Karl, dem Thronerben von Frankreich, verheiratet. Johann selbst hatte als zweite Frau eine Beatrix von Bourbon, Tochter des Herzogs von Bourbon. Sein Sohn Karl, der mit Blanche, der Tochter des Grafen von Valois, vermählt war, wollte nicht zurückbleiben, wenn der Vater ging, denn ein weiteres hatte auch ihn in Wallung gebracht. Edward III., der tollkühne Brite, hatte seine Hand überall im Spiele der europäischen Politik — er glich darin Johann von Böhmen, nur daß Edward in der aufsteigenden Linie war und von Haus aus über einen viel stärkeren Einsatz verfügte. Er hatte, der Unhold, seit er seine Ansprüche auf den französischen Thron mit den Waffen geltend machte, einen Bund mit

den flämischen Städten geschlossen, ihnen hundertvierzigtausend Pfund gegeben und die Zurückgabe von Französisch Flandern und Artois versprochen; mit ihnen hatte er die französische Flotte bei Sluys vernichtet. Aber auch in Deutschland hatte er sich geltend gemacht, indem er von Ludwig dem Bayer, dem Nebenbuhler der Luxemburger, gegen Zahlung von 300000 Goldgulden, die Stellung von 2000 Mann und den Titel Vikar des Reiches in den Niederlanden und Lothringen erhalten hatte. Ja, um allem die Krone aufzusetzen: er hatte die Wahl Karls zum römischen König verworfen und würde wohl selbst bei Ludwigs Tode nach der Kaiserkrone blinzeln!

In dem Kampf Englands mit den Valois, welcher seit 1340 mit den Waffen ausgetragen wurde, hatte König Philipp VI. schon einmal an seinen «lieben Vetter und Lehnsmann» appelliert. Johann hatte damals seine diplomatischen Künste bei den Flamen spielen lassen, und war dann vom König zu seinem Generalkapitän und ersten Lieutenant im Languedoc ernannt worden. Aber seit Edwards III. Landung in der Normandie und der Verheerung großer Teile Nordfrankreichs, bis an die Tore von Paris, galt es das Schicksal der Dynastie und das Schicksal Frankreichs!

Johann, der alte Kämpfer, war 50 Jahre alt und blind, aber dieses Mißgeschick, das ihm vor sechs Jahren zugestoßen war, hatte seinem kriegerischen Mut nichts angehabt, denn er hatte seither noch zwei Kriegszüge unternommen: einen gegen Kasimir von Polen und, noch im vorigen Jahre, einen gegen die Litauer.

Die Herolde flogen.

Die Wimpel und Fähnlein flatterten, voran des Königs zwei Banner: der rote Löwe von Luxemburg mit der Grafenkrone, und der silberne doppelschwänzige Löwe von Böhmen im roten Feld, darüber die Königskrone.

Es war eine stattliche Anzahl Reisiger, die zusammengebracht wurde, 500 luxemburgische und böhmische Helme, nebst Knappen, Knechten und Troß.

Sie fliegen über die Ebene, trappeln über Brücken, winden sich an Bergen empor, wirbeln Staub auf in den reichen Flußtälern.

Paris.

In Philipps Palast ein königlicher Empfang, in Notre-Dame ein feierlicher Dienst, in den Privaträumen des Königs eine Beratung über die Kampagne, zu der Johann das gewichtige Wort spricht.

Der kriegserprobte Luxemburger beschwichtigt die Bevölkerung von Paris, die wegen der auferlegten Befestigungsarbeiten mit Empörung droht und ist eitel Zuversicht.

Die Chancen waren in der Tat glänzend!

Der Engländer, der mit 32000 Mann gelandet war, hatte alles Land nördlich von Paris verwüstet und sich dann gegen die Somme zurückgezogen, um sich mit seinen Verbündeten, den Flamen, zu vereinigen, die in die Picardie eingefallen waren. Aber diese waren schon zurückgekehrt, als er gegen Norden kam. Er mußte sich stellen!

Gegen vielleicht 30000 Mann, über die er verfügte, stellte Frankreich 60000 Gewaffnete und 12000 Ritter ins Feld, darunter die Könige von Frankreich, Böhmen, Navarra und Minorca, dann Prinzen, Grafen, Barone, die Blüte des Adels. Neben die roture[1]) des Wollhändlers gestellt — so nannte man den König von England — war es, außer der mehr als doppelten Übermacht, die Qualität und die Auslese. Und dazu die flammende Begeisterung, die heilige Empörung wegen des verletzten Bodens, der zerstampften Gefilde, der brandgeschwärzten Dörfer und Städte!

An den Feind!

II.

Die Schlacht.

Toutesfois, ensi que il venoient, li vaillant homme, pour lor honnour et pour euls acquiter, cevauçoient toutdis avant et ne savoient où il aloient fors morir.

Froissart, Chroniques.

Es war schwül, gewaltige Schwärme von Raben flogen am niederen Himmel und verdunkelten den Horizont von Crécy-en-Ponthieu. Das Städchen liegt drei Wegstunden von der See entfernt, an dem Flüßchen Maye. Die Spitzen des welligen Landes erheben sich kaum 200 Fuß überm Meer.

Das Krächzen der unruhigen Geschwader oben wollte kein Ende nehmen. « Das Zeichen einer großen Schlacht und schweren Blutvergießens, » sagten einige französische Ritter nachdenklich.

Schon hatten heftige Westwinde eingesetzt, die den Engländern in den Rücken, den Franzosen voll ins Gesicht bliesen. Blitze schossen weiß und grünlich, in unheimlichem Aufleuchten ; Donnerschläge folgten sich mit scharfem Getöse, und dann ergoss sich ein wolkenbruchartiger Regen, der alles durchweichte, was nicht Helm und Rüstung trug, besonders auch die Sehnen der Armbrüste und die Fluren, auf denen man kämpfen sollte.

[1]) Die Nichtadligen (verächtlich).

Aber ebenso schnell blitzte die Sonne wieder scharf und freundlich am gereinigten hohen Firmament, doch leider den Franzosen voll ins Antlitz.

Es ging gegen fünf Uhr nachmittags. Sie standen nach den vier Wegstunden, zu welchen sie von Abbeville aus sechs Stunden Marsch oder Ritt gebraucht hatten, endlich am Feind. Der war zehn Tage vorher in Eilmärschen von Poissy bei Paris abgerückt, als fliehe er vor der imposanten Macht, die Frankreich in so kurzer Zeit zusammengebracht hatte. Hatte er doch nicht einmal halb so viel Bewaffnete und an Helmen nur 4000, gegen die vierfache, vielleicht die sechsfache Zahl!

Beide Armeen standen auf Anhöhen nördlich und westlich von Crécy. Es trennte sie der Val aux Clercs, eine Mulde, die nahe der Ortschaft mit etwa sechzig Fuß Tiefe ansetzte und sich auf einer halben Wegstunde in V-Form gegen Wadicourt hob und zuspitzte. Die englische Seite stieg etwas schärfer an als die französische. In der Tiefe hatte Edward außerdem Gräben, Palissaden und Astverhaue als Frontschutz anbringen lassen. Gegen Wadicourt zu war eine Wagenburg errichtet. Den Rücken deckte der Wald von Grange, in dem auch der Rest des Trains lag, so weit man ihn aus dem Sommeübergang über die Furt von Blanchetaque gerettet hatte. Dort standen auch die Pferde der Reiter, denn die ganze englische Armee erwartete den Gegner zu Fuß!

Die Frontlinie hielten zwei «Bataillone» oder Divisionen; die gegen Crécy stand nominell unter dem sechzehnjährigen Thronfolger, dem «Schwarzen Prinzen,» in Wirklichkeit unter dem Kommando der Grafen von Oxford und Warwick, die gegen Wadicourt unter den Grafen von Arundel und Northampton. Zusammen hatten sie etwa 3000 Helme, nebst Knechten und Knappen. Vor ihnen zog sich die «Egge» der Bogenschützen, 7000 Engländer, meist yeomen[1]), mit der neuen Waffe, dem longbow, die Edward in dem Kriege gegen Wales kennen gelernt hatte. Dieser Bogen war so lang wie der Mann groß war und wurde mit der Hand geschnellt; nach jedem Schuss warf der Schütze sich pfeilschnell zu Boden, um neue «artillery» oder Munition anzusetzen, die neben ihm lag oder vom Gehilfen gereicht wurde. Diese longbow archers schossen dreimal so schnell wie die ihnen gegenüberstehenden Genuesen, die noch den veralteten crossbow, die Armbrust, trugen und zum Schießen einen Drücker und ein Zahnrad handhaben mußten.

---

[1]) Freisassen.

Zwischen die Schützen und die Ritter hatte Edward seine vier-tausend Fußsöldner aus Wales und dem englisch-schottischen Border verteilt, die spearmen, von den Franzosen piquiers et coustillers genannt, die eigentlichen Schlächter dieser Schlacht. Sie trugen Piken, Dolche, Äxte, Keulen und lange Messer als Waffen und taten Menschen und Pferde ab.

In Verstecken lagen außerdem noch fünf Bombarden, etwas Neues in der Feldschlacht. Bei Belagerungen hatte man sie schon lange vorher benutzt, so Johann der Blinde bei der Belagerung von Metz. Die Bombarde oder Bumhart enthielt einen Pulversack in zusammengeschweißten Eisenstäben, die von schweren eisernen Ringen gehalten wurden. Sie schleuderte aus trichterförmiger Mündung unter donnerähnlichem Gepolter schwere Eisen- oder Steinkugeln in den Feind, diente aber hier, neben dem Hagel der archers, mehr der Verblüffung als der Verheerung.

Über den zwei Frontdivisionen am Abhang hielt der König bei der Windmühle von Crécy. Hinter ihm warteten die zehntausend Mann Reserve, die sich an den Wald von Grange anschlossen.

Das ganze Heer saß oder lag nach einem ganzen Tag Erholung in unerschütterlicher britischer Ruhe. Der König sprengte auf einem kleinen weißen Ross umher, ohne Waffe, mit einem weißen Kommandostab, überall scherzend und ermunternd. Die Konstabler verbreiteten seine strikte Ordre: «Wer seinen Posten verläßt, wird gehängt. Auch Streifen und Plündern sind erst gestattet, wenn des Königs Verlaub gegeben wird.»

Die einzige Änderung, welche im Laufe der Schlacht an dieser starren Schlachtordnung vorgenommen wurde, war, daß von den drei Keilen der «Egge» die Flügel rechts und links zurückgebogen wurden, weil sie unnütz wurden. Die neue feste Taktik hatte Edward in den Schottenkriegen gelernt, sie wurde ihm jetzt zum Heile.

Die Franzosen hatten zur Linken das Flüßchen Maye, das wegen seiner versumpften Ufer die Umgehung des Gegners zur Seite von Crécy verhinderte. Zur Rechten standen sie gegen die Dörfer Fontaine und Estrées. Ihre Armee war eigentlich noch im Aufmarsch. Nur die Front unter dem Grafen von Alençon, dem Bruder des Königs, hatte sich geordnet, und die Schützen der ersten Linien stellten sich eben in Reih und Glied. Das Zentrum hielt der König bei Estrées. Die dritte Division kam erst an. Es waren verspätete Rittercorps und untrainierte Städtemilizen in aufgelockerten Trupps.

* * *

Johann und Karl hatten sich von Paris aus in der Nähe von König Philipp gehalten. Dort herrschte die hellste Siegeszuversicht.

« Der Wollhändler muß sich in die Erde verkriechen wenn er diesmal entrinnen will, » war nicht bloß des Königs Spruch.

Auch der blinde Böhmenkönig hatte dieselbe Ansicht. In diesen seinen letzten Tagen strahlte ein Licht von Unwiderstehlichkeit und Größe von ihm aus. Anders sein Sohn Karl, der manchmal Unverständliche, Zaudernde, ja unritterlich Zählende und Wägende. Er hielt mit seiner Meinung zurück.

Zwischen Abbeville und Estrées hatte König Philipp vier Ritter als Kundschafter geschickt, an ihrer Spitze Henri le Moine de Mombasle, aus der Herrschaft Ligny, der sehr kriegserfahren und ein bewährter Ratgeber war. Sie kamen zurück, als die französische Armee noch kaum eine Stunde von Crécy war, und le Moine gab in ihrem Namen Bericht. Es hörten zu : der König und sein Bruder Graf Alençon, der Herzog von Lothringen, der Graf von Flandern, der Herr von Montmorency, Messire Jean de Hainaut und andere.

« Wir sind so weit vorgeritten, Sire, daß wir die Aufstellung der Engländer sahen, und haben alles von nahe in Augenschein genommen. Sie sind geschickt in drei Divisionen aufgestellt, in fester Schlachtordnung, und erwarten kalten Blutes den Kampf. Von Flucht ist keine Rede. Mein Rat ist, unsere ganze Armee Halt machen und bis morgen ruhen zu lassen. Denn ehe die letzten Fähnlein richtig herankommen und alles in Ordnung aufgestellt ist, wie es sein soll, geht der Tag zur Neige. Außerdem sind unsere Leute ermüdet, hungrig und durstig, die Feinde hingegen frisch, gut erholt und mit allem versehen. » Graf d'Alençon und Jean de Hainaut, die nächsten Ratgeber des Königs, pflichteten le Moine bei, der ganze Kriegsrat schloss sich an, und die zwei Marschälle ließen das königliche Kommandowort umgehen : « Die Banner Halt, im Namen des Königs ! Mit uns Gott und Saint Denis ! »

Die ersten Reihen hielten. Aber die folgenden ritten immer noch heran und wollten bei den ersten sein, worauf diese weiter rückten, und jeder wollte es dem andern zuvortun in Ritterstolz und Hochmut und Disziplinlosigkeit. Da half kein Königs- und Marschallswort : jeder große Herr hielt darauf, seine Macht zu zeigen, jetzt wo zum ersten Mal in diesem langen Ringen Frankreichs Heerbann sich mit Englands Heerbann maß.

So torkelte man richtig an den Feind. Die ersten Reihen stutzten, als sie ihn erblickten, und gingen etwas zurück. Die folgenden glaubten, ihre Vordermänner seien geworfen und drängten nach, um zu helfen. Von Abbeville bis nach Crécy waren alle Straßen voll Milice des

Communes, und alles schrie : « Tod den englischen Verrätern ! Es darf keiner nach England zurückkehren ! » Eine ganze Landschaft war in Hitze und Aufruhr, jeder Besinnung bar.

* * *

Jetzt gab König Philipp den verhängnisvollen Befehl, der ganz gegen seine vorige Ordre lief. Sein Blut kochte, und Hass ist ein schlechter Ratgeber. Er sagte ungestüm zu den Marschällen : « Schickt die Genuesen vor, laßt sie die Schlacht beginnen ! Mit Gott und Monseigneur Saint Denis ! »

Die Bogenschützen, an welche der neue Befehl an erster Stelle ging, fingen an zu murren. Der lange Weg zu Fuß unter Waffen — wenn auch die schweren Armbrüste auf Wagen geführt wurden — hatte sie schwer mitgenommen. Dazu kein Trank in dieser Hitze, keine Speise, und nun sollten sie als erste in die Schlacht, mit dem Aufwand all ihrer Kräfte in ständigem Stehen, Spannen und Zielen. Sie ließen durch ihre Anführer Dorio und Grimaldi und durch ihre Konstabler die Einwendung machen, daß dieser Befehl gegen die erste Ordonnanz liefe. Aber d'Alençon, Befehlshaber der ersten Schlachtlinie, geriet in Harnisch, hieß sie ribaudaille, die im Augenblick der Gefahr kneife, und anderes mehr. Da stellten sie sich in Linien, schritten den Abhang hinunter — mehrere Male mußten sie die Linien neu bilden — erhoben ihren Kriegsruf zum ersten, zum zweiten, zum dritten Mal, mit gewaltiger Anstrengung ihrer Lungen. Dann traten sie einen Schritt vor, spannten und schossen.

Die Engländer lagen noch im Grase, ließen sie mit britischer Ruhe und Unerschütterlichkeit nahe genug herankommen. Jetzt schnellten sie auf, traten ebenfalls vor und schossen ihre gefiederte Munition in die Angreifer. Die clothyards, das heißt überellenlange Bolzen, kamen dicht wie Schnee und hörten auch nicht auf, als die andern frisch am Winden und Spannen waren, zerissen ihnen Arme und Köpfe, Hälse und Rücken ; zugleich brummten die fünf Kanonen in das Getümmel hinein. Sie wichen entsetzt, einige warfen die Bogen zur Erde, andere zerschnitten die Sehnen zum Protest und zur Absage. Als sie zurückfluteten, schrie d'Alençon : « Tötet doch dieses Pack, das den Weg unnütz versperrt ! » So wurden die Genuesen von zwei Seiten hart bedrängt, und der Pfeilregen nahm zu und wirkte in dem heillosen Durcheinander, wo kaum ein Schuß fehlging, unausgesetztes Unheil, während die Ritter d'Alençons durch die Lücken der Gefallenen und das noch offene Terrain in den Kampf stürmten, um die englische Ritterschaft zu stellen.

* * *

Der blinde König hat das alles gesehen. In seinem Geiste leben Farben, Gestalten und Bilder intensiver als bei den Sehenden. Er hat versprochen, daß man abends das Zeltlager des Wollhändlers als gute Beute teilen wird. Saint Denis gegen Saint George! Die Lilien von Frankreich, die Löwen von Luxemburg und Böhmen gegen den Leoparden!

« Ritter le Moine, » sagt er zu dem Getreuen, der sein Ross am Zügel hält, « wie spät ist's am Tage, und wie steht die Schlacht? »

« Sire, man hat die Anordnung nicht eingehalten, zu der ich geraten hatte, und alles aufs Spiel gesetzt. Der Tag neigt gegen Abend, wir haben die Sonne im Angesicht, die Unseren sind den Wurfspießen der feindlichen Bogenschützen ausgesetzt und ohne Rettung verloren. Die Sache ist eingefädelt, ich fürchte, es ist keine Hilfe. »

« Wo ist Karl, mein Sohn? »

« Wir wissen es nicht, aber wir glauben, er ist an anderer Stelle und kämpft. »

« Schöner Herr, ich bitte euch inständig und bei eurer Lehnspflicht, führet mich soweit in die Schlacht, daß ich einen Schwertstreich führen kann! »

Fünfzig luxemburgische und böhmische Ritter banden die Zügel ihrer Pferde mit denen des Herrschers zusammen, an seinen Seiten hielten sich Henri le Moine von Mombasle und Heinrich von Klingenberg, ein böhmischer Ritter. Die Losung : Praga. Die Hufe prallten, man drehte um Leichenhaufen und gelangte — der erste Angriff dieses Tages, der so weit kam — durch die linke Pfeilgasse bis an die Schlachtordnung des Schwarzen Prinzen. Aber hier war tapfere Gegenwehr. Vier Schwertstreiche führte der Böhmenkönig, viel andere wurden zugleich mit den seinigen von seinen Begleitern ausgeteilt. Aber es brandete Unheil. Die gefiederten Bolzen kamen aus nächster Nähe, von zwei Seiten und im Rücken, Hilfe kam nicht nach. Der blinde König fiel, von drei Geschossen durchbohrt. Um ihn sanken die Ritter seiner Leibgarde, die Wimpel, die Fähnlein, die Pferde, die Knappen, ein Knäuel von Toten. Nur zwei Schildträger entkamen, um die traurige Mär zu melden von denen, die getreu bis in den Tod gewesen waren.

Furchtbar hausten die Fangmesser, die kurzen Schwerter und die Keulen der englischen Fußsoldaten unter dem französischen Ritterheer, das immer von neuem wie Sturzbäche auf den Feind eindrang. Sechzehn verzweifelte Attacken wurden von fünf Uhr bis Mitternacht gezählt. Aber es waren Kämpfe ohne Ordnung. Der Engländer hielt auf seinen Stellungen, auch beim Abendgrauen, auch beim Mondenschein. Ein Versuch, seine Wagenburg zu durch-

brechen, scheiterte. Philipps Reserve suchte vergebens, das Treffen wiederherzustellen. Die Seinigen mußten ihn mit Gewalt aus der Schlacht reißen. Er floh mit einigen Getreuen und 42 sergents ins Castel de la Broye, ruhte etwas und ritt um Mitternacht weiter nach Amiens. Gegen zwei Uhr nachts kam die Finsternis ganz auf. Das französische Heer war von Crécy gewichen und geschwunden wie Wasser im Erdreich. Niemand verfolgte es, so schwarz war die Nacht. Mit Fackeln durchsuchte man das Schlachtfeld nach Beute. Vier Wappenherolde, begleitet von vierhundert Mann, untersuchten am folgenden Tag, der sehr neblig war, die Leichen der Gefallenen und ließen alle, die den Ritterschild trugen, beiseite legen. Es waren ihrer 1452. Im Laufe dieses Sonntags kamen auch französische Herolde mit ihren clercs, um sie zu identifizieren und alle heraldischen Feststellungen zu machen. Die Überreste dieser Gefallenen konnten an den drei folgenden Tagen, wo Waffenstillstand war, von den Angehörigen abgeholt werden. Die Leichen der Nichtadligen wurden in große Gruben geworfen, es zählte sie niemand. Sie werden auf zwanzig- bis dreißigtausend geschätzt. Von den Opfern des Tags von Crécy werden auf französischer Seite genannt: der Herzog von Lothringen, der Erzbischof von Sens, der Graf von Flandern und die Grafen d'Alençon, de Blois und d'Aumale. Die Engländer hatten an Toten zwei Ritter, einen Knappen und vierzig Mann.

* * *

Das Schlachtfeld des Val aux Clercs bot einen bejammernswerten Anblick.

Das Wimmern der Überlebenden, Menschen und Pferde, deren Wunden in der Nacht angefangen hatten zu fiebern und brandig zu werden, war herzzerreißend. Blut- und Leichengeruch stieg widerlich auf. Riesige Mückenschwärme brausten, wo man anstieß und sich in dem Gemetzel einen Weg zu bahnen suchte. Scharen von Raubvögeln kreisten und kreischten, so daß die Bogenschützen hineinschossen, um sie zu vertreiben. Kleines Getier, Hunde, Mäuse und Ratten stoben auseinander.

Kein Mensch war sonst zu sehen, denn die Einwohner waren geflüchtet. Vom Städtchen stand nur noch die große Windmühle und die zwei kleinen Befestigungen an der Maye.

Die Feuer des Trosses loderten. Wagen mit Beute fuhren in langen Reihen nach Norden. Die Zelte des Königs und der Ritter-

schaft am Kopfe des Hügels waren lebhaft bewegt. Reiter brachten beständig adlige Gefangene ein, 4000 Plänkler durchstöberten die Umgegend nach Versprengten und stießen meist auf Trupps neu-angekommener Milizen, die noch nichts von der Schlacht wußten. Alle Nichtadligen wurden niedergemacht, etwa 7000 an der Zahl.

Das Banner von St. George auf dem Königszelt flatterte Sieg.

« Majestät, » meldete ein Page, « man hat den Körper Ihrer böhmischen Majestät gefunden, inmitten ihrer treuen Leibgarde. »

König Edward erblickte die Leichen des blinden Königs und seiner Heiligen Schar, als er auf einem Umweg bis auf die Stätte des ersten Treffens gekommen war, und rief aus :

« Heute fiel die Blume der Ritterschaft. Nie war jemand diesem König von Böhmen ähnlich. Ein anderes Bett hätte dem König von Böhmen geziemt als so auf der Erde zu liegen. »

Karl von Mähren hatte in des Vaters Nähe gekämpft, war nach König Philipps Flucht ebenfalls aus der Schlacht gewichen und die Nacht hindurch bis in die Abtei Ourschamps bei Noyon geritten, wo seine Wunden verbunden wurden. Dorthin ließ der englische König Johanns Leiche bringen, nachdem er ihr in der Abtei Valloire die ersten Ehren erwiesen hatte. Dem Leichendienst wohnten er selbst und der Prince of Wales bei, beide in Schwarz, nebst den Großen des Hofes.

Bei Crécy konnte das glänzende französische Heer wenig Waffen-taten vollbringen, wegen der Unglücksfalle oder vielmehr der Mörder-grube, in die es geraten war. Aus dem, was berichtet wurde, strahlte der Ruhm Johanns von Böhmen über Europa und begeisterte die Ritterdichter und Chronikenschreiber. Worringen kam in Erinnerung, wo Johanns Großvater gefallen war ; die Cheviotberge, wo die bittere Schlacht von Chevy Chase stattfand ; die Etzelburg im fernen Ungar-land, wo die Burgunden sanken ; der Pass von Roncevaux, welcher das Ende Rolands und der andern Paladine sah ; und nicht zuletzt das große Hügelland am Meere westlich von Salisbury in England, wo König Artus und seine Tafelrunde ihren letzten schweren Kampf gekämpft hatten : da, wo es auf Glastonbury, Tintagel und Joyous Gard geht und auf die Feeninsel Avalun, von welcher König Artus eines Tages zurückkehren wird, seinem Volke zu helfen.

III.

Die traurige Heimfahrt.

Kohlschwarze Kolkraben mit starken gebogenen Schnäbeln flügelten, lang und gedehnt rufend, über das Städchen Noyon an der Oise und ließen sich zuletzt im dichten Gebüsch an der Abtei Ourschamps nieder.

Die Leiche Johanns des Blinden war einbalsamiert worden und wartete in der Totenkammer der Abtei, daß die luxemburgischen und böhmischen Ritter, die Überlebenden des Sturmes von Crécy, sie nach Luxemburg brächten. Die Überreste seiner fünfzig Getreuen waren provisorisch im Notkirchhof von Crécy beigesetzt.

Karl von Mähren saß mit seiner Schwester Gutta, Witwe d'Alençons und Mutter des französischen Thronfolgers, im Zimmer des Abtes. Beide waren ganz in Schwarz gekleidet, Gutta trug eine Mantille, die von einer Spange am Halse gehalten wurde und oben in eine spitze Kapuze auslief.

« Nur Mut, Schwester ! » sagte Karl. « Das Leben fordert sein Recht. Vor acht Tagen war ich noch im Graus von Crécy, wo der Tod Ernte hielt, wie kaum je seit Menschengedenken, in acht Tagen bin ich in Luxemburg, und dann kommen die Sorgen schockweise, fast über meine Kräfte. Du mußt fest sein, die Hand über deinen Sohn halten und ihn zu einem tüchtigen Herrscher erziehen. Wer weiß wie bald er berufen ist, die Krone von Saint Denis zu tragen, denn das Unheil wird den ungestümen, siegesgewissen Philipp wohl ins innerste Mark getroffen haben ! Glücklicherweise hat der Engländer seinen Sieg nicht ausgenützt. Nach der Schlacht von Cannä sagte jemand zu Hannibal : ‚Vincere scis, Hannibal, victoria uti nescis'.[1]) Edward scheint es ebenso zu gehen. Er hat sich nordwärts gegen Calais gewandt, statt auf Paris zu marschieren. Dieser große Feldherr weiß Schlachten zu gewinnen, aber keine Länder. Die Franzosen haben sich, höre ich, um Amiens gesammelt. »

« Ja, ich glaube. Und wohin kommt die Leiche unseres Teuern ? »

« Seinem letzten Willen gemäß in die Abtei Münster in Luxemburg. »

« Zu seinen Vorfahren. »

« An den Ort, wo wir beide herstammen. »

« In einem Unwetter, » fuhr Karl sinnend fort, « hat Vater den Tod gefunden, er, der über dreißig Jahre lang wie ein Sturm über Europa brauste. »

[1]) Du weißt zu siegen, Hannibal, du weißt den Sieg nicht auszuwerten.

« Unser geliebter Vater ! » klagte Gutta. « ‚Um die Kinder meiner Tochter zu verteidigen', rief er aus, als er nach Paris zog. »

« Und vor dem Todesstrauß rief er : ‚Meinen Sohn Karl schützet mit Fleiß !' Wie liebte er seine Kinder, der Gute ! »

« Aber er hätte fliehen sollen wie du ! Nicht, Bruder ? »

« Gutta ! » erwiderte Karl und richtete sich in seiner ganzen Höhe auf. Sein Langkopf, der durch den Doppelspitzbart am Kinn noch verlängert wurde, gab ihm fast das Aussehen eines Gelehrten. Nur hoben die zwei Wülste, in die sein Haar über den Ohren gekämmt war, die kräftige Nase und die vollen Augen wirksam hervor und zeigten den Abkömmling kriegerischer Geschlechter. « Gutta, die Geschichte weist bis jetzt kein Beispiel auf, daß ein König von Böhmen aus der Schlacht geflohen ist ! Ottokar II. und Ludwig besiegelten ihre Niederlage mit dem Tode. Vater war noch immer König von Böhmen. Du kannst mir vorhalten, daß auch ich seit April des Jahres diesen Titel führe und die Herrscherpflichten dort ausübe ; daß ich trotzdem unter den Flüchtigen war, wie auch die Könige von Frankreich, Navarra und Minorca. Aber Vater hatte seinen Titel behalten. Er opferte sich für die Tradition und hat zugleich mir die Krone befestigt. Sein Tod war in der Linie seines Lebens. Ich aber bin im wesentlichen römischer König und dem Reiche notwendig, wenn ich auch noch nicht gekrönt bin. Vater war so, erblindet, und sah sein Lebenswerk abgeschlossen, hat er doch schon vor sechs Jahren sein Testament gemacht. Ich aber bin erst dreißig, und mein Werk beginnt. Er tat leider wie der Ritter von Houffalize. » Er lächelte grimmig-ironisch.

« Wie war's mit ihm ? »

« Hier was man mir erzählt hat. Henri de Houffalize, Herr von Petit-Wargny, hatte das Ross des Herrn von Montmorency am Zügel zu führen. Er war ein tapferer und kriegserprobter Ritter. Als er sah, daß sein Herr das Schlachtfeld verließ, gab er seinem eigenen Pferde die Sporen, stürmte allein in die Schlacht, schlug sich tapfer und fiel. Hätte ich auch so gehandelt, so hättest du nicht bloß Vater und Gatten, sondern auch einen Bruder verloren. Wie, Gutta ? »

« Ja, du hast gut getan. Mein armer Mann ! Aber wie war diese schreckliche Niederlage möglich, Liebster ? »

« Es fiel in Crécy-en-Ponthieu, wo die Maye in die Manche fließt, nicht bloß die Blume der Ritterschaft, wie der englische König unsern toten Vater nannte, sondern auch die Ritterschaft selbst ! Das ganze englische Heer kämpfte zu Fuß, auch die Ritter hatten ihre Pferde beiseite gestellt. »

Gutta machte große Augen, ihr Bruder fuhr fort :

« Das ist eben so. Es ist eine andere Zeit gekommen, mit andern Waffen, auf dem Schlachtfeld wie im Reiche des Geistes. Für die Franzosen nicht so schnell, denn die Baronie ist nicht zu ändern, sie lernt nichts! Die deutsche ist nicht besser, nur etwas viehischer und unglaublich zügellos. Jedes Reichsstück sorgt für sich. Aber bei mir, glaub mir's, werden in dem Alter, das angebrochen ist, Worringen und Crécy nicht mehr vorkommen! Edward ist ein großer König, und ich hab mir seine Lektion gemerkt. Unter mir werden Künste und Wissenschaften eine Rolle spielen, statt des ewigen Turnierens und Kriegens. Ich habe selbst angefangen zu schreiben, Schwester. »

« O du Kauz, du warst immer apart! Aber Sprachen kennst du! »

« Fünf, Liebe. Aber ich brauche sie alle! »

« Mein Sohn Karl hat auch solche Vorliebe für Studien. »

« Gut! Die wird er auch auf dem Thron zur Geltung bringen. Ich wünsche ihm Glück und langes Leben. »

« Danke, danke, Bruder! »

« Doch wieder von unserm Vater zu reden! Sein Tod war ja ruhmvoll, war die Krone seines Lebens. Aber man muß ihn verstehen, und man muß den Schlüssel zu diesem Leben haben. Der Schlüssel heißt Böhmen. Vater hat das Land, das er so jung bekam, leider als gute Beute behandelt, im Ungestüm seiner verschwenderischen, rücksichtslosen Jugend. Die Böhmen, seine Frau voran, haben ihm die Unbill reichlich vergolten. Und dann kam der Streit mit Bayern, der Affront seines Sohnes bei der Maultasch und alles andere Mißgeschick in den Ostländern. Vater hat ja ein halbes Leben dort bataillliert, aber ihm fehlte durch seine erste Schuld von Anfang an der Rückhalt. Ich werde diesen Rückhalt haben, verlass dich drauf, ja ich hab ihn schon! ‚Gib mir wo ich stehen kann!' sagte der alte Grieche. Ich hab den festen Punkt, dank auch Blanca, meiner lieben Frau. Vater wurzelte im Westen, Paris und Frankreich hatten seine ganze Seele. Ich bin Adoptivsohn der Böhmerberge, die schön sind und wo Großes zu tun Gelegenheit ist. Wenn dem Verstorbenen in seinem kriegerischen Gewerbe und politischen Ränkespiel vieles mißlang, den Haupttreffer hat er doch gezogen: Ich, sein Sohn, bin König und Kaiser! Diesen beiden Aufgaben fühle ich mich gewachsen. Bruder Wenzeslaus erbt Luxemburg und unsere Besitzungen in Frankreich, ich habe außer obigen Titeln noch den eines Regenten während seiner Minderjährigkeit. »

« Nun, dann sehe ich dich noch hie und da. »

« Vielleicht. Drüben nimmt's den ganzen Mann in Anspruch. Weißt du, Gutta, ich bin Luxemburg entwachsen, habe des Vaters

Gefühl für diese kleine Heimat nicht mehr. Aber das Zeitalter der Luxemburger fängt erst an! Als König von Böhmen und Kaiser von Deutschland diene ich der Welt und will in beiden Würden zur Geltung bringen, was Paris und Frankreich aus mir gemacht haben.»

Er knüpfte die Agraffe des Mantels und setzte den Reisehelm auf. Dann sagte er mit weicher Stimme:

«Gutta, wir haben Frankreich das Beste gegeben was wir hatten, unser teuerstes Blut. Es ist ein trauriger Abschied heute. Adieu! Du und die Deinen, Frankreichs Königsfamilie und Frankreichs Kinder werden uns immer in gutem Andenken bleiben!»

«Danke, Bruder, danke!» sagte Gutta, ihn umarmend.

Sie rief den Klosterarzt, der beruhigenden Bescheid gab. Arm- und Beinwunden waren schon am Heilen, die Reise konnte ohne Gefahr im Wagen stattfinden.

Der Leichenwagen mit zwölf schwarzverhängten Pferden, das umgestürzte Wappenschild des Toten an den Schabracken, hielt draußen.

Der Abt und die Mönche in vollem Ornat vollführten die kirchliche Zeremonie. In Vertretung des Königs, dessen Anwesenheit in Paris nötig war, stand der Großkämmerer von Frankreich am Sarge, neben den zwei Kindern des Toten. Die böhmische und luxemburgische Ritterschaft bildete Spalier. Außerdem waren der mayeur und der Erzdiakon von Noyon erschienen.

Kaum waren die Totengesänge verhallt, als der Kaiser seinen bereit stehenden Reisewagen bestieg. So trat man die traurige Heimfahrt an. Die Leiche des Unsteten begann ihre seltsamen Wanderungen.

* * *

Am 7. September war man in Luxemburg, wo ein feierliches Leichenbegängnis in der Münsterabtei stattfand.

Karl verweilte nicht länger, denn ihn riefen dringende Geschäfte an die zwei erhabenen Stellungen, zu denen der hohe Verblichene ihm verholfen hatte.

Die tote Frau

1444.

Es war in Trier, an einem Herbstabend des Jahres 1444.

Die Herzogin Elisabeth von Görlitz hatte eben ihren Wagen einstellen lassen und begab sich durch den Garten der Abtei St. Matthias in ihr Haus. Das Durchgangsrecht durch Hof, Gebäude und Garten des Klosters hatte sie vor fünf Jahren von dem Abt erlangt. Ihr Weg durch den Garten war mit einer Holzeinfassung versehen, die gemäß dem Vertrag nach ihrem Hinscheiden niedergerissen werden sollte. Das Haus war schon seit Jahren an Ruprecht von Virneburg hypothekiert, der seit kurzem die Stellung eines Lieutenants des Herzogs Philipp von Burgund in dem eroberten Luxemburg bekleidete, und auch Hypotheken auf ihre Häuser in Metz, Diedenhofen und in der Brotgasse zu Trier aufgenommen hatte.

Elisabeth klingelte ihrer Kammerzofe und sagte grämlich:

«Ich fahre nicht mehr nach Grevenmacher.»

«Ja, Euer Gnaden,» antwortete Hedwig, eine achtzehnjährige, flinke, hübsche Triererin. Sie sagte mechanisch «Ja, Herrin!» oder «Ja, Euer Gnaden!» zu allem, was die Herzogin äußerte, wie der Soldat «Zu Befehl!» hervorstößt, welches auch die Worte des Vorgesetzten sind.

«Hedwig, ich kann's nicht, ich kann's nicht ertragen!»

«Ja, Herrin!»

Als Elisabeth ihre Spangen und Ringe in das Kästchen gelegt und sich der Kopfbedeckung und des Oberkleides entledigt hatte, sah die stolze Frau, die sich morgens noch zu ihrer Fahrt gepudert hatte, auf einmal alt, gebrechlich und hilflos aus, verzerrt und weinerlich. Die Zofe hing das Kleid der Herrin zu fünfzig andern, welche die Herzogin sorgfältig in dem Reihenschrank bewahrte, und reichte ihr das Hauskleid. Elisabeth legte es an und stampfte mit dem Fuße auf, wie sie es schon als ungebärdiges Kind getan hatte, das gewohnt ist, seinen Willen zu haben.

« Sie wissen nicht, sie verstehen nicht, diese Luxemburger! Es ist, als ob die Weltgeschichte ihretwegen stille stehn müßte! Das arme, getretene, ausgesaugte Land hält noch immer zu seinen Raubrittern, obwohl Anton, mein erster Gemahl, schon manche ihrer Burgen gebrochen hat. »

« Ja, Euer Gnaden. »

Die Herrin ließ sich auf einen Lehnstuhl fallen, Hedwig setzte sich auf einen Schemel.

« Ja, Hedwig, mit gutem Rechte gebrochen und leider nicht alle! Allein war ich zu schwach gegen diese Gewaltmenschen, von denen jeder ein Dynast sein wollte, beständig darauf aus, den Nachbarn das Ihrige wegzuschnappen oder sich gegen sie seiner Haut zu wehren. »

« Sie selbst haben gegen Trier gekämpft. »

« Ja, lange her. Nun ja, du bist von Pfalzel, du wirst es von den Eltern gehört haben. Es war wegen des Zolls in Wasserbillig. Weißt du, Hedwig, Metz, Trier, Namur, Brabant, Limburg, Lothringen, Bar, die nächsten oder entferntesten Nachbarn Luxemburgs machen es nicht anders. Immer war was los : vor dem Ausbruch, schon am Wüten oder im Vernarben. Jetzt herrscht Burgund über sie alle, Trier ausgenommen, und der mächtige Herzog des Westens hat dem Unwesen ein Ende gemacht. Nach sechzig Jahren Zerrüttung hat Luxemburg wieder Ordnung. »

Hier kam ihr sprunghafter Geist wieder auf den Ausgangspunkt des Gesprächs zurück.

« Aber diese Bettelmönche, welche, Dorf ein Dorf aus, mit Beten, Schwindeln und was noch den armen Bewohnern abnehmen, was ihnen die Herren, Ritter und Pröbste nicht abgepreßt haben! »

« Herrin, » wandte Hedwig ein, « die Kirche! Sie spaßt nicht. Die Dominikaner zwacken Herrschaft und Dienerschaft, wo sie was hören . »

« Ich bin ja auch nicht gegen die Kirche. Ich bin sogar religiös. Aber diese Leute ohne Schuhe und Hut, mit den schmutzigen Zehen,

dem ungekämmten Haar und dem ungewaschenen Maul, diese Knodener[1]!»

Hier griff sie nach ihrem Herzen.

«Dieses Herz ist schwach und launisch, Hedwig. Es taktet bald schnell, bald langsam, aufs Geratewohl. Gib mir einen Tokaier, von drüben in dem Schrein rechts, ich sperr dir auf.»

Sie sperrte auf, Hedwig brachte der Herrin ein Glas, das sie füllte und austrank.

«Das ist der Wein, den ich liebe. Der wärmt anders als der Säuerling hier.»

Zum ersten Mal lächelte sie.

«Ich habe ihn getrunken als junge Edeldame am Kaiserhof Wenzels, meines Oheims und Vormunds, in Prag: er lehrte mich ihn kosten.»

Sie lachte.

«Ich hab noch was anders an seinem Hof gelernt, nicht durch ihn, denn das war — nun, das war nicht seine Passion.»

Sie lachte wieder, mit zarter Röte um die Zinnoberschminke ihrer Backenknochen.

«Da war ich süß, Hedwig! Ich hab auch seither immer nur schöne Leute um mich gehabt. Eine hübsche Range war ich, mit höfischer Sitte natürlich, aber stolz, unbändig, wie ein ungarisches Steppenpferd. Das kam von meiner Mutter Richardis, der Mecklenburgerin. Man zügelte mich eine Weile, wie sich's gehört. Die Zügel warf ich später ab. Doch das ist nichts für dich, Hedwig. Du bist noch zu jung, und du bleibst mir züchtig, wie es deinem Stand geziemt!»

«Ja, Euer Gnaden.»

«Der Frau paßt Zucht und Sitte. Für Fürstinnen ist das was anderes. Die müssen politisch agieren, und dazu gehört auch der Sexus, besonders wenn man allein regieren muß, wie ich, erst zwischen zwei Ehen und dann nach dem Tode meines zweiten Mannes.»

Hedwig blickte sie fragend an.

«Ich war jedesmal sechs Jahre verheiratet. Mein erster Mann fiel in der Schlacht von Azincourt, mein zweiter wurde von einem Holländer vergiftet. Mein einziges Kind, aus der ersten Ehe, war schon nach einem Jahre gestorben.»

Sie zerdrückte eine Träne.

«Und das dauert doch schon sechsunddreißig Jahre, daß ich Pfandbesitzerin des Herzogtums Luxemburg bin, davon war ich vierundzwanzig ganz auf mich gestellt. Die 12000 Gulden Pfand auf

---

[1] Minoriten (franz. cordeliers).

das Herzogtum waren das Heiratsgut, das Oheim Wenzel mir mitgab. Ich mußte mir aber die Zinsen jährlich erkämpfen, vom Einkommen des Landes! Dabei wurde ich als kinderlose Herrscherin vom eigenen Volke bekämpft und außerdem von der Rotte der Länder- und Beutegierigen, von der Raubritterclique und den Räuberbanden, die man Schinder[1]) nannte, umstellt. Mit eiserner Hand hat Philipp hier Mittel gemacht, Friede und Ruhe wieder hergestellt und die Raubritternester geschleift, eine Arbeit, die mir zu schwer war. Man sollte mir dankbar sein, daß ich den rechten Mann dafür gefunden habe! Reich mir die Flasche, Hedwig!»

Sie schenkte sich ein und trank das zweite Glas leer.

«Siehst du, Kind: jeder der ein Pfand in Händen hat, und dann von andern Vorschuß darauf nehmen muß, lebt über seine Mittel, während die Pfandverleiher, ob Juden, Florentiner, Lombarden oder gute geistliche Christen, davon reich werden. Ich habe, wie gesagt, zwei Männer gehabt, daneben auch andere, so daß man mich die Buhlerin genannt hat. Aber wie soll man den Lebenstanz machen ohne Männer, wie, Hedwig? Meine zwei Gatten starben mir weg. Nun, die andern entläßt man, wenn man ihrer müde ist. Männer, Reisen und Prunk! Als Enkelin und Nichte eines Kaisers mußte ich immer dabei sein, wenn das Welttheater ein Stück gab.»

«Und die Pfandherrschaft über Luxemburg, Ew. Hoheit?»

«Ja, da muß ich weit zurückgreifen. Das hängt ja mit meiner ersten Heirat zusammen. Wir Töchter der Machthaber sind ja wie Pfandstücke im großen Schachspiel der Politik. Als Tochter des dritten Sohnes von Kaiser Karl IV. — mein Vater erbte Mähren und die Lausitz — mußte ich ja etwas Erkleckliches mitbringen. Aber was? Die Rasse, der ich angehörte, konnte nur ausgeben. Seit den Tagen Johanns des Blinden, also seit einem Jahrhundert, sind Gebietsteile der luxemburgischen Hausmacht verpfändet. Ja ich darf sagen: von diesem souveränen Raufbold und Hausversorger habe ich die Eigenschaft der Verschwendung in vollem Maße geerbt, wie auch die Abenteuersucht, das Schweifen in die Ferne und dazu die Ausschweifung. Bedenke nur: ich hatte ja keine Kinder zu versorgen, und, da ich einziges Kind war, auch keine Neffen und Nichten! Eine starke Dosis Eitelkeit und Prunksucht mußte mir die Leere des Lebens ersetzen. Kurz, ich habe für mein Teil liquidiert, was Karl und Wenzel und Sigismund ins Schuldbuch der Zukunft eingetragen hatten. Tabula rasa, das heißt reiner Tisch, Hedwig! — Ich bin ja

[1]) Französisch écorcheurs, Name großer Räuberbanden jener Zeit. Man rechnete ihrer manchmal bis an 12.000 Mann.

nur mehr die Ruine dessen, was ich war. Philipp von Burgund regiert an meiner Statt, wenn ich auch noch den Titel Herzogin von Luxemburg behalte bis an mein seliges Ende. Mir wirft man drüben den Stein, aber man hat mit frommer, beharrlicher Untertanentreue an dem Herrscherhaus gehangen, das diesen Zustand geduldet, vorbereitet und ins Werk gesetzt hat: mit Glanz, wie Johann, kalten Blutes wie Karl, nachlässig und fahrlässig wie Wenzel, vornehm und witzig wie Sigismund. Kein Sparsamer unter ihnen, seit sie in die Weltgeschichte eingetreten sind! Der weiseste von ihnen war noch Karl, der aber nicht in Luxemburg regiert hat außer als Vormund. Was bleibt mir, der letzten in der Reihe? 8000 Gulden Rente, die ich von Burgund beziehe, und der Titel, den jene getragen haben. Aber mich haben diese luxemburgischen Untertanen einmal aus Luxemburg vertrieben und einmal aus dem Lande geekelt, obwohl ich so legitim bin wie jene. — Diese Pfandgeschichte ist ein Endloses, Hedwig! Ich gebe zu, daß ich nie gerne für lange Zeit an einem und demselben Orte war, und wenn ich im Herzogtum weilte, lieber in Diedenhofen oder Arlon abstieg, wenn ich nicht Trier oder Metz vorzog. Daß ich ein flatterhaftes Weib war und viel Geld brauchte, brachte mich in die Klauen der Geldleute, zu denen auch Herzog Philipp und Jakob, Erzbischof von Trier, gehören. Das ist, was man mir vorwirft, aber was ist das alles gegen die große Schuld, welche das Luxemburger Haus, welche Kaiser und Reich auf sich geladen haben? — Ich muß etwas weiter ausholen, denn ich bin nun einmal im Zug, und so sollst du alles wissen. Ich wurde 1390 geboren und in Prag erzogen. Nach dem frühen Tode meines Vaters war ich der Obhut Wenzels anvertraut. Ich war ein begehrenswertes Objekt für Fürsten, die auf Territorialerwerb aus waren. So wurde ich zu achtzehn Jahren verlobt, zu 19 verheiratet. Wie du vorhin gehört hast, war meine Mitgift ein Pfand auf das Land Luxemburg. Ich war froh, mit Anton von Burgund aus dem brutalen Osten in das reiche, mächtige Flandern zu kommen, wo man Kunst und Schönheit schätzt und zu leben weiß. Für Johann den Blinden waren es Paris, Troyes, Avignon, für mich Brügge, Dijon, Gent, Antwerpen, Utrecht und Haag, sogar Arlon, Metz und dieses Trier, in dem ich gelandet und gestrandet bin. Wäre mein erster Gemahl Anton am Leben geblieben und hätte er sich in das Reich einbauen können, das sein genialer Bruder Philipp aufgebaut hatte, so wäre mein Leben ein anderes geworden. Er starb, unser Kind starb, und ich lernte Philipp kennen, bei dessen Taufe ich Zeugin gewesen war. Er war geschickt, man nannte ihn den Dreisten, später den Guten, das heißt den Tüchtigen[1]). Es

[1]) Philippe l'Assuré. Philippe le Bon.

gibt keinen Mann, den ich mehr bewundere. Er hatte immer Geld, und ich brauchte dessen, von Jahr zu Jahr, immer mehr. Auch Arnold und Jakob von Sierck gaben mir, was ich brauchte, haben sich aber tüchtig an meinen Gütern und Ländern schadlos gehalten. Doch das muß man mit in den Kauf nehmen. Was hat denn die Gegenseite geboten? Was Kaiser Albert, was der Graf von Sachsen, was der König von Polen? Worte, Worte! Wenn es galt, Geld zu zeigen, zeigten sie große Dokumente. Sachsen hat auch Reiter gegen Philipp geschickt, aber wie viele? Und es bezahlt nichts. Philipp hat mit ihm verhandelt, sogar nach der Eroberung. Mich hat der Herzog des Okzidents als seine Verwandte geehrt, mich wieder in meine Rechte eingesetzt, mir die erwähnte Leibrente gewährt, so daß ich nicht mehr um meine Gerechtsame zu kämpfen habe. So hab ich meine Ruhe bis an mein seliges Ende, und denen von drüben hab ich eine Wohltat erwiesen. Es haben allerdings von der Ritterschaft nur 22 sich für mich erklärt. 25 waren für Philipp, 12 für Ladislaus, 70 nahmen keine Partei. Diese ließen den Ereignissen ihren Lauf.»

«Wie konnte Philipps Heer die Festung so leicht einnehmen? Trier hat doch immer standgehalten und ist nicht so fest.»

«Weißt du, Hedwig, was ein échelleur ist und eine Eskalade? Nein, denn du kennst ja nur deine deutsche Sprache. Die Luxemburger sprechen meistens zwei, wenn auch nur stückweise. Karl IV. meisterte fünf, Sigismund sieben. Ich selbst beherrsche deren fünf, vom Gebrauch her. Nun, die échelleurs sind die Klettergenies des Kriegshandwerks. Sie haben eigene Instrumente, die sie groins de chien nennen, das heißt Hundekiefer, und die einen Torriegel abtun wie der Hund einen Knochen. Man wählte ihrer dreihundert aus, nicht mehr. Ihre Anführer, Graf d'Estampes und Corneille, der Bastard Philipps, hatten das Glück, durch eine richtige Nebelnacht, die vom 21. auf den 22. November vorigen Jahrs, in ihrem Unternehmen begünstigt zu werden und besetzten die Festung wie man sich auf einen Rasen setzt.»

«Erstaunlich!»

«Das ist es! Die ersten Kletterer erstiegen das Fort St. Jost und schnitten den Posten die Hälse ab. Die andern kamen flink nach. Dann erbrachen sie die Riegel der Judenpforte, und zu 300 besetzten sie die ganze Stadt, in der niemand sich wehrte, denn die Garnison flüchtete ins Schloß und die Bevölkerung in die Vorstädte. Nur ein Mann, der mit einem Pfahl gegen einen burgundischen Ritter rannte, fand den Tod, den er gesucht hatte. Einige Tage nachher ließen der Graf von Gleichen, Befehlshaber der Festung, und 14 seiner Sachsen sich in Mönchskleidern am Schloßfelsen herunter

und verdufteten. Der Rest ergab sich und mußte in Bauernkitteln, eine Rute in der Hand, vor den Eroberern defilieren. Ja, es war ein helles Kunststück, diese Eroberung von Luxemburg, und macht der burgundischen Kriegskunst alle Ehre. Philipp ist dadurch Gouverneur und Mambour des Landes geworden, aber die Herzogin bin ich nach wie vor! Ja, Herzogin, bis ich sterbe! Ich bin noch nicht *tot*!»

Sie blickte stolz und herausfordernd, in ihrer alten Art, und fuhr fort:

«Aber geschützt muß ich werden gegen das Gesindel, deshalb bin ich schon von Luxemburg fortgezogen. Ich hätte in einem Kloster verschwinden können. Aber ich brauche Gesinde, ich brauche Schmuck, ich esse und trinke gern nach Belieben und ich kann mich nicht fügen.»

«Ja, Herrin.»

«Doch du weißt ja die Beleidigung noch nicht, die mir heute in Grevenmacher zugestoßen ist, und deretwegen ich früher zurückgekommen bin. Ich sollte ja ursprünglich drei Tage dort bleiben. Oder weißt du schon alles, du Horcherin? Nein? Also hör zu!

«Du kennst ja diese Barfüsser mit den schmutzigen Füßen, das graue Bettelvolk, den Pöbel unter den Orden. Was sie sich herausnehmen, diese Vaganten und Fahrenden! Stäupen sollte man sie und in den Block spannen! Ich werde Ruprecht von Virnenburg, Herrn von Grevenmacher, und Jakob von Sierck, Erzbischof von Trier, der die Stadt bald als Pfand übernehmen wird, Bericht erstatten. Es muß doch noch Recht geben!»

Sie stieß mit dem immer noch zarten Fuß, der so lange das Entzücken der Männerwelt gewesen war, heftig auf. Aber in die Knochen der vierundfünfzigjährigen Frau war längst die Gicht eingezogen, und sie zuckte vor Schmerz auf.

Hedwig hatte schon vom Reitknecht erfahren, was vorgefallen war, aber sie mußte die Rolle der Unwissenden bis zu Ende spielen.

«Was war denn eigentlich, Herrin?»

«Ach ja, Hedwig, ich muß dir es doch erzählen! Bin ich tot, mein Kind?»

Nach den zwei Gläsern Tokaier und den Aufregungen des Tages zeigten die Wangen und Lippen der Herzogin, denen sie am Morgen mit reichlicher Schminke nachgeholfen hatte, ein rosiges Feuer, ihre Augen strahlten in einem erborgten Glanz, und das Welke der alternden Figur schwand für Augenblicke in der Wintersonne der Erinnerung.

« Ew. Gnaden sehen aus wie eine Jugendliche von 25 Jahren, » schmeichelte Hedwig. Die Listige wußte den Augenblick auszunützen. Denn Elisabeth, welche ihre Länder, ihre Juwelen, ihren guten Ruf und ihr Leben verschandelt hatte, besaß doch noch vieles, was einer Zofe in die Augen stach : Kleider in Hülle und Fülle, Toilettegegenstände, Nippes aus vieler Herren Ländern, ja sogar Gulden, soweit sie von der letzten ausbezahlten Rente oder dem Ertrag eines frisch versetzten Pfandstücks noch vorhanden waren.

« Nun, du Kätzchen, du kennst die Kunst des Schmeichelns, wenn du auch nicht an Kaiser- und Königshöfen warst ! »

Die Herrin lachte, denn Schmeichelei war ihrem Flattersinn so notwendig wie Luft und Sonne.

« Nun, dann höre, was mir heute in Grevenmacher zugestoßen ist ! »

« Ew. Gnaden sollten drei Tage dort verbringen, und in dieser Zeit sollte ich die Kleider auf Motten durchklopfen. »

« Und ich kehrte schon am ersten Tage in voller Fahrt zurück, was die Pferde leisten konnten ! »

Die Wolke war wieder auf der niederen Stirn, über der sich die graumelierten Haare, trotz des vielen Färbens, nicht mehr verbergen ließen.

« Weißt du wirklich noch nichts, Hedwig ? »

« Ich erwartete alles andere eher als das, Ew. Gnaden. Ich hoffte sogar gerufen zu werden, und ich wäre so gern nachgekommen, wenn es sich um das Wohl meiner Herrin gehandelt hätte. »

« Gut, Hedwig ! Ich hab dich auf den ersten Blick gewählt, als du mir vorgestellt wurdest, denn du bist hübsch, und ich bin deiner Treue und Ergebenheit sicher. Ach, Treue wurde mir so wenig im Leben zuteil ! Nur dieser Ara, den mir ein trunkener Matrose im Hafenviertel von Antwerpen schenkte, weil ich so schön war, blieb mir treu. »

Sie warf dem Ara eine Kußhand zu.

« Ich hab dich lieber, Koning, als alle Männer, die ich je gekannt habe. »

Sie ging zu dem langgeschwänzten, grellgrün und scharlachrot schimmernden Tier und küßte es durch die Käfigstäbe. Und Koning gab den Kuß zurück. Als sie sich wieder gesetzt hatte, begann sie endlich ihre Erzählung.

« Dieses Grevenmacher, in dem ich so oft gewesen bin ! Ich will es ja, nebst anderen Objekten, dem Erzbischof Jakob von Trier, diesem Ausbund von Geiz und Gier, verpfänden, da er Ruprecht von Virnenburg als Pfandherr ablösen soll. Die Stadt hat allerdings

gelitten, besonders in den Wirren mit Trier, aber die Leute sind, im Vergleich zu den Trierern, immer so ruhig und bescheiden! Und gute Weine gibt's dort, für die, denen die Mäßigkeit keine Kardinaltugend ist; auch Jagd und Fischerei.

« Wir waren heute Morgen früh weggefahren, mein Kämmerling Johann Groß und ich, nebst Suite. Nach unserer Ankunft war die letztere in das vornehme Haus am Moselstaden eingezogen, das Virnenburg mir für einige Tage zur Verfügung gestellt hatte. Groß und ich warteten außerhalb der Stadtmauer auf einer Steinbank am Flusse. Eine Anzahl Eigenleute in braunroter Wat hantierten da herum. Sie verflözten Bäume aus dem Stadtwald, und wir sahen ihrem Treiben zu.

« Plötzlich standen zwei Minoriten neben uns. Jeder von ihnen trug ein totes Reis in der Hand und warf es auf mich mit dem Ruf: ‚Dies Reis für die tote Frau!' Und der eine, der besonders wilde Augen hatte, stellte sich breit vor mich hin. ‚Wir haben Frauen gehabt,' brachte er dumpf hervor, ‚hohe Frauen, die wir noch heute segnen, Kunigunde, Ermesinde, Yolanda. Und wir haben Weiber gehabt, schimpfliche, verächtliche, tödliche. Du bist die tödliche, du Auswurf, du tote Frau!'

« Das letztere stieß er mit gesteigerter Stimme hervor. Die Eigenleute hatten in ihrer Arbeit eingehalten und lächelten hämisch vor sich hin, ohne herüberzublicken. Ich war einer Ohnmacht nahe. Mein schwächlicher Kämmerling war aufgesprungen und hatte den Degen gezogen. Aber was konnte er gegen die Stöcke der wilden Kerle, die starken Schrittes in die Weinbergsmauern hineingingen und deren geschorene Kranzscheitel nur noch hie und da aufleuchteten?

« Wie es scheint, heißt der eine Bruder Jean. Er hat einen struppigen, rötlichen Bart, eine tiefe Stimme und Augen, die nicht ganz klar blicken. Niemand weiß, wo er her ist, und wenn ich es wüßte, bekäme ich in meiner jetzigen Lage doch kaum Genugtuung. Früher, als ich noch an der Macht war, hätte ich den Graurock töten lassen, trotz der Macht der Kirche. Aber jetzt! Wie man mir bei Tisch sagte, heißt der Berg im Grünewald, wo meine Bevollmächtigten mit denen des Herzogs Philipp zusammenkamen und die Abtretungsurkunde unterzeichneten ‚Der Toten Frauen Berg', und jeder, der an der Stelle vorbeikommt, tut, was die zwei Patres mir getan haben, nur daß es mich dort nicht trifft.

« Bin ich tot, Hedwig? Nein, ich lebe, ich lebe! »

Und mit einer Art Wildheit fügte sie hinzu:

« In mir leben mein Ahn Heinrich VII., der verspätete Kreuzritter ; mein Urgroßvater Johann ; mein Großvater Karl ; meine Onkel Wenzeslaus, der letzte Kaiser, und Sigismund, der jetzige. Wenn letzterer tot ist, und der Moment ist nicht mehr ferne, bleiben nur vier Frauen, um das Geschlecht zu vertreten : die Königin von Polen, die Herzogin von Sachsen, Sigismunds unverheiratete Tochter und ich. Drüben fallen die Länder an Österreich, hier an Burgund. Wer kann das verhindern ? Magnete ziehen Eisenspäne an, und im großen Lauf der Welt geht's nicht anders. Nur hier möchten einige Einfältige dem rollenden Rad in die Speichen fallen, pfui !

« Laß sie drüben ihre Reiser werfen ! Ich lebe ! Und hier bin ich und bleibe ich und bekomme... »

Mit weinerlicher Stimme brachte sie die letzten Sätze hervor :

« Was bekomme ich, Hedwig ? Ein Grab und ein Grabdenkmal. »

Dann weinte sie wirklich.

Ihr Gesicht erschien runzlig und häßlich, Tränen verwischten die Schminke. Hedwig ging lächelnd hinaus. Der Ara rief nach seiner Herrin. Der Abend senkte sich, ohne daß diese sich rührte.

* * *

So lebte sie noch sieben Jahre, fast wie eine Gefangene, sagt die Chronik, da sie Spott und Hohn der Leute fürchtete. Endlich wurde sie, 61 jährig, aus dem Fieber dieses Lebens erlöst.

Sie vermachte den Trierer Spitälern, Armen- und Siechenhäusern den Rest ihres Glanzes, besonders aber den Kirchen und Klöstern das Geld für viele Seelenmessen.

Die Dienerschaft bekam doppelte Löhnung und neue Kleidung. Sie hatte aber, Hedwig allen zuvor, ihr Erbteil schon vorweg bekommen oder genommen.

Tote Frau, deren Leben soviel Rausch und Geräusch war ! Ihr Grabdenkmal ist in Trier erhalten, und das Totefrauenkreuz steht noch im Grünewald bei Luxemburg.

Drei Scholaren

Zeit Kaiser Maximilians.

I.

REI Scholaren der kanonischen oder weltlichen Schule des Klosters Echternach standen an diesem Nachmittag im April 1512 auf der alten Sauerbrücke und sahen dem Treiben zu, das den Bering vor den Stadtmauern, die Brücke und die Landungsstaden beider Ufer belebte.

Denn die Majestät Kaiser Maximilians und Gefolge, darunter mehrere Kurfürsten, sollten am folgenden Tage von Trier aus hier landen. Kaiser Max hielt grade Reichstag in Trier und hatte eine Einladung des Abtes Robert von Monreal angenommen, einige Tage als Gast in der reichsunmittelbaren Abtei Echternach zu verweilen, deren Privilegien er am 2. April des Jahres neu bestätigt hatte. Dieser Besuch war das große Erlebnis einer Generation von Echternachern, und nicht jeder Generation war ein solches vergönnt, denn bis jetzt waren nur drei Kaiser in ihre Abgelegenheit gekommen: Otto II., Lothar der Sachse, der im Jahre 1131 auf seiner Fahrt nach Lüttich durchgekommen war, und Konrad der Staufe, der vierzehn Jahre später der Pfingstdienstagsprozession beigewohnt hatte.

Am Ufer zur Stadtseite wurde geebnet und gereinigt. Der Stadtnachen wurde neu gestrichen. Landsknechte, die von Trier gekommen waren, machten Patrouille flußauf- und abwärts. Ein Läufer mit Federbusch schritt eilig der Stadt zu. Auf der Brücke und am nahen Tor wurden von der Bürgerschaft Fähnlein aufgesteckt: Echternacher,

Trierer, Habsburger, Viandener, Luxemburger. Am Tor selbst wehten die große Reichsflagge, sowie die Fahnen der Abtei und der Stadt. In den Straßen ließen die Letzen[1]), Zünfte und Bruderschaften ihre Wimpel im Winde flattern, und jeder Freie frischte sein Hauszeichen auf. Von Metz, Diedenhofen, Arlon, Luxemburg, Bitburg, Diekirch Prüm und andern Ortschaften mit Stadtrechten waren Vertretungen eingetroffen. Zelte in großer Anzahl erhoben sich an den beiden Ufern, Knechte mit Pferden und Fuhrwerken aller Art hatten sich längs der Saumpfade gesammelt.

Die Knaben, die fünfzehn Jahre zählen mochten, trugen die Benediktinerkutte nicht, wie die Zöglinge der Klausur, und waren auch sonst sehr weltlich.

« Sieh dir die Augen nicht aus, er kommt doch heute noch nicht, Ludolf! » neckte der jüngste von ihnen den ansehnlichsten und lebhaftesten.

« Ich weiß! Ich weiß! Willibrord, du Kaufmannsregister! » lachte der Angeredete. « Aber ich möchte ihn herbeiziehen. Denn morgen sind wir ja doch nicht hier! »

« Ja, da müssen wir im Remter mitschleppen und sorgen, daß alle Töpfe und Pfannen, Schüsseln und Teller, Flaschen und Gläser zum großen Empfangsmahl in Ordnung sind. So entgeht uns allerdings der feierliche Einzug, » sagte der dritte der drei, Konrad Zeig, der seine Ideen immer im Gefolge des von ihm angeschwärmten Ludolf entwickelte. Sein Vater war Knecht im Kloster, und seine Aufnahme in die Klosterschule wäre früher, wo man nur Söhne von Adligen und Freien aufgenommen hatte, nicht möglich gewesen. Aber in dem neuen Jahrhundert wehte ein scharfer demokratischer Wind, die Ideen des Südens kamen mehr und mehr auf, und dort hieß es : Stadtluft macht frei.

« Kommt, ich erzähle euch von Kaiser Max! » sagte Ludolf und faßte die beiden am Arm. « Wir gehen hier am Ufer entlang, wo der Staatsnachen mit dem Kaiser und den Kurfürsten an Land setzen und der Empfangszug sich ordnen wird. »

Aber da wo sie hinwollten, war schon Sperre. Es wurde eben ein Bretterweg gelegt für den Fall, wo Regenwetter eintreten würde. Am Wasser war schon ein Erfrischungsraum hergestellt, zum Willkommentrunk für die hohen Gäste. Die Scholaren gingen deshalb etwas flußabwärts, den Leinpfad entlang, wo zwar auch Verkehr genug war, man aber ungestört sprechen konnte.

---

[1]) Viertel.

« Pater Johannes, » fuhr Ludolf fort, « der ganz außer sich ist, daß ein Scholar der schola canonica, das heißt meine Wenigkeit, so gute lateinische Verse machen kann wie die Lehrer der Rhetorik und Poetik an der inneren Schule — nach ihm sind Lesen, Schreiben, Rätselraten, Fingerspiel und ein paar Hundert lateinische Brocken schon ein Erkleckliches für die weltlichen Zuläufer ! — hat mir erst gestern alles über den Kaiser mitgeteilt. Auch den Holzstich von Dürer, den man von der Trierer Delegation bekommen hat und der jetzt in einer Einfassung von gestickter Seide im Refektorium über den Bildern der Äbte thront, hat er mich sehen lassen. »

« Was macht denn dieser Reichstag in Trier ? » warf Willibrord Henckel, der Kaufmannssohn, ein. Er war positiv und zum Forschen geneigt. Eine Fistel an der linken Wange und ein gebrochener Nasenknorpel verunstalteten sein etwas weichliches Gesicht.

« Zwei Ziele verfolgt er, » brachte jener stolz hervor. « Sie sind lateinisch festgesetzt worden und geheim. Aber soviel Latein versteht ihr Gelbschnäbel noch nicht ! Sie heißen : suspicio schismatis oriendi et gravaminum in ecclesia ; contra Gallorum regum tacita consilia. Zu deutsch : Der Verdacht eines aufsteigenden Schismas und der Beschwerden der Kirche ; gegen die geheimen Anschläge der französischen Könige. Ganz unter uns ! Und lassen wir die hohe Politik ! »

« Da können wir auch nicht viel mitreden, » echote Konrad.

« Die Einladung unsers ehrwürdigen Abts ist, wie ihr wißt, die Abtragung einer Dankesschuld an die Kaiserliche Majestät, weil die alten Privilegien der Abtei wieder bestätigt worden sind. »

« Haben wir gehört, » pflichteten die zwei andern bei.

« Aber das Wichtigste ! Nun hört und bekreuzigt euch ! Wißt ihr, daß in weiten Gebieten des Trierischen die Pest herrscht ? »

Die zwei Zuhörer bekreuzten sich.

« Man hat es sorgfältig geheim zu halten gesucht, aber jetzt ist es nicht mehr zu verbergen. Seit 1498 ist die Seuche vereinzelt in Deutschland aufgetreten, nun geschieht es zum erstenmal massenweise. Man macht schreckliche Schilderungen davon. Die Menschen werden schwarz, fiebern, dörren und sterben in kurzer Zeit. Man bringt sie auf Karren außerhalb der Ortschaft, kippt sie in Pestgruben, und um sie nicht anzufassen, legt man sie mit Haken neben- und übereinander. Es ist sicher wegen der Ansteckungsgefahr, daß der Kaiser den längeren Flußweg gewählt hat. »

« Wohl auch, » warf Willibrord ein, « um desto länger von den Sorgen des Regierens befreit zu sein. »

« Gut, Willibrord, » antwortete Ludolf ironisch. « Wenn du in seiner Haut stecktest, hättest du es nicht besser finden können ! Aber

noch eine große, große Neuigkeit, Freunde! Der Kaiser bringt eine Pestkerze aus Wachs mit, die 350 Pfund schwer ist, und die er dem Hl. Sebastianus in Echternach weihen will. Unsere Stadt besitzt einen der blutgetränkten Pfeile vom Martyrium des Heiligen. Nach der Tradition schenkte ihn Papst Sergius im Jahre 694 dem heiligen Willibrord für sein neugegründetes Kloster. Echternach hat schon Pestprozessionen zu Ehren dieses Heiligen veranstaltet. Eine solche wird auch in Anwesenheit des Kaisers stattfinden und zwar als Lichterprozession, nach Einbruch der Dunkelheit. Maximilian selbst wird daran teilnehmen, sein Votivgeschenk wird vor ihm hergetragen werden. Vier Träger sind bestellt, ihre stattlichen Eisenstangen hat mein Vater, der Schmied aus Hoveleck, fast fertig. Bis jetzt mußte es geheim gehalten werden, es ist als eine Art Überraschung gedacht.»

«Sprich uns vom Kaiser!» bat Willibrord schmeichelnd.

«Ja, Freunde, gern. Aber setzen wir uns zunächst auf die Bank hier! Ihr sollt alles hören, was ich weiß! Der letzte Ritter, wie er im Volksmunde heißt, war schon ein paarmal im Lande Luxemburg, zwischen 1477 und 1480, als er noch auf Freiersfüßen ging, um die Blume Burgunds heimzuführen. Dann kam er auch nach seiner Heirat mit ihr nach Luxemburg, und beiden wurde ein festlicher Empfang zuteil. Schade, daß Maria von Burgund schon zu 25 Jahren starb! Aber ihre Länder blieben dem treuen Ritter, außer Burgund, als Erbteil. Obwohl Maximilian ein zweites Mal geheiratet hat, weilt sein Sinnen und Trachten noch in jener schönen Zeit, wo er als Freier an 15 Fürstenhöfen auftrat, an Turnieren, Jagden und Hoffestlichkeiten in halb Europa teilnahm und die ‚Ehrenreich' seiner Bücher heimführen konnte. Er ist nämlich auch Dichter und hat zwei große Gedichte entworfen, die in der Form der Ritterepik sein vergangenes Leben, natürlich unter Decknamen, schildern. Das alles hat der Läufer Helmbrecht, der schon verschiedene Male im Dienst des Kaisers hier herüber gekommen ist, mir anvertraut. Die Gedichte heißen ‚Weisskunig' und ‚Teuerdank'. Die besten Dichter arbeiten sie aus, Albrecht Dürer, der größte Maler und Holzschnittkünstler in deutschen Landen, macht die Holzschnitte dazu. Viele der letzteren sind schon fertig, der Läufer hat eine ganze Mappe davon mitgebracht, die nach Tisch herumgereicht werden wird. Ich wollte, ich könnte sie sehen, Kinder! Es scheint das Herrlichste zu sein, was ein Drucker fertig bringt. Ich sage euch: nie war ein solcher Kaiser!»

Willibrord warf ein: «Oho! Und Karl der Große, Otto der Große, Barbarossa, Heinrich VII.!»

« Verkaufe du Käse und Heringe in eurem Hause am Markt ! » rief Ludolf erbost. « Nie, sag ich dir, war ein solcher Kaiser : Troubadour, Ritter und Herrscher zugleich ! »

Und Konrad pflichtete ihm bei.

* * *

Die Tage vergingen für die Knaben wie ein Rausch.

Beim Festessen am Tage nach der Ankunft der hohen Gäste konnten sie sich das Gesicht des Kaisers mit Muße ansehen. Der Dreiundfünfzigjährige zeigte, aus der Nähe gesehen, starke Spuren des Alters. In seinem Gesicht waren das starke Kinn und die gebogene, unten vorspringende Nase, die Stammeszeichen der Habsburger, besonders auffallend.

Der Kaiser war gut gelaunt. Er sprudelte von Einfällen. Dem Abt gewährte er gern die Bitte, daß zur Erinnerung an diesen Tag eine große Glocke für die Basilika gegossen würde. Sie sollte den Namen Maximiliansglocke tragen. Um die Kosten zu bestreiten, würde der Abt ein Jahr lang an Stelle von Stadt und Kaiser das Recht auf die Akzisen des Echternacher Gebiets ausüben.

Die Dürermappen zu Weisskunig und Teuerdank wurden wirklich zu einem Glas Zyperwein herumgereicht, als man es sich nach dem Essen bequem machte. Die dienenden Brüder und die Aushilfsscholaren durften sogar hineinsehen. Der Kaiser hatte für jeden der letzteren einige gnädige Worte und einen Gulden.

Eine neue Welt der Wunder tat sich vor den Augen Ludolfs und seiner Freunde auf : Hofleben, Turniere, Jagden, schöne Frauen, stattliche Männer, Prunk und Staat, die Herrlichkeiten von Nürnberg, Innsbruck, Wien, Gent, Dijon, Brügge, Brüssel und Antwerpen. Ihr Herz pochte und lohte.

Im Gegensatz zu den Heimfrohen und Verwurzelten liebte Maximilian die Trunkenheit neuer Landschaften ; die Hetze, den Klang und die Schönheitsmusterung der Turniere ; und nicht zuletzt die Aufregungen und Bankette der großen Jagden. Von Geschlecht war er ein Entwurzelter, der überall und nirgends zu Hause war. Den österreichischen Habsburgern entsprossen, erbte er von seiner ersten Frau ein glänzendes Reich, von dem er den Franzosen ein Stück abließ, wurde dann deutscher Kaiser und der mächtigste Herrscher der Zeit. Andere, die auf die Höhe von Glück und Ruhm gekommen waren, wählten sich die Stadt, Landschaft oder Burg, an welcher ihr Herz hing, bauten sie aus, schmückten sie und hinterließen sie den kommenden Geschlechtern mit dem Siegel ihrer Liebe.

Maximilian der Unstete hinterließ nur Gedrucktes über sich : drei Bücher und drei Bände von Dürers Holzschnitten. Die Titel der Bücher lauten : Freydal, Weisskunig und Teuerdank. Es sind verspätete höfische Epen, die vom Kaiser aufgesetzt, aber von andern geschrieben und verziert sind. In den drei Dürerwerken : Der Triumph, der Triumphzug und das Gebetbuch, hat der Kaiser durch den Künstler den Zugang in den Tempel unvergänglicher Kunst gefunden.

Die Mappe erntete denn auch allseitiges Lob und rückhaltlose Bewunderung.

Der Kaiser, der nie lange bei einem Gegenstand weilen mochte, brachte dann die Rede auf das neue Land der Wunder und Abenteuer, das man jetzt Amerika nenne. Ihm war es, wie er sagte, wild und wüst. Aber sein Sohn Karl der Schöne, dem er 1495 die Regierung der Niederlande abgetreten hatte, und der mit der Erbin von Kastilien und Aragonien vermählt war, hatte schon ein höheres Interesse daran. Für ihn, Maximilian, gab es genug zu tun im Reich und auch Wunder und Abenteuer genug.

So kam die Rede auf das Neue, Große, das sich im Reiche des Geistes vorbereitete, und das dem Kaiser, so sehr er sich auch anzupassen versuchte, im Grunde zuwider war.

« Unser Jahrhundert voll Geist und Schönheit könnte einen Cicero in den Winkel drücken, » sagte der Abt, um dem Gaste zu schmeicheln.

« Ja », erwiderte Maximilian, « in unserem Deutschland blühen jetzt Talente, Bildung, freies Urteil. Aber Eile mit Weile ! ist der alte Spruch, den man jetzt, scheint es, außer acht läßt. Meine Bajuvaren und Östreicher, die schon von den Hussitenkriegen her aufgewühlt sind, erkenne ich nicht wieder. Meine Franken, Hessen, Thüringer und Alemannen halte ich kaum mehr im Zaume. Die Ritterbünde und Städtebünde schießen üppig ins Kraut, der Bauer murrt und seufzt. Die Humanisten rebellieren gegen die Kirche, die Bauern gegen ihre Herren, die Ritter gegen die Fürsten. »

« Auch die Universitäten spielen, seit der Gründung von Prag und Erfurt, eine große Rolle in unserem Geistesleben, » sagte einer der Kurfürsten. « Unsere Straßen bevölkern sich mit fahrenden Schülern, und dadurch nimmt das Vagantentum in erschreckender Weise zu. Früher hatten wir schon genug zu tun mit den alten Fahrenden und Ausgestossenen der Landstraße, den Jongleurs, Zigeunern und ähnlichem Gesindel, gegen die man doch wenigstens eine strenge gesetzliche Handhabe besaß. Aber jetzt machen einem diese Scholaren noch fast mehr zu schaffen. Manche von ihnen sind ein halbes Leben unterwegs, von Stadt zu Stadt bettelnd und singend. »

« Und die Ablaßkrämer kommen auch in Menge, » warf der Pater Prior ein.

« Ja, diese Bettelorden ! » sagte der Abt. Den alten seßhaften Benediktinern, die sich nur mit Gelehrsamkeit und Wirtschaftsfragen abgegeben hatten, waren die neuen Rivalen ein Dorn im Auge. In Echternach hatte man sie nicht Fuß fassen lassen. Nur die Klarissinnen kamen auf, und sie machten der Abtei zu schaffen, da beständig Kompetenz- und Ressortschwierigkeiten entstanden.

« Der Papst braucht Geld, » beschwichtigte Maximilian. » Der Bau der Peterskirche und die Türkenkriege verschlingen Unsummen. »

« Ich habe ja auch nichts gegen die Sache, » lenkte jetzt auch der Prior ein. « Die Bulle reserviert ja ausdrücklich den Ablaß für die, welche hilfreiche Hand bieten : qui porrigerent manum adjutricem. »

« Nun, » lachte der Kaiser. « Es fließt viel gutes Geld nach Rom, aber das ist, wie Eure Hochwürden sagen, unerläßlich. In der Politik müssen wir auch manches hinnehmen, um des höheren Zweckes willen. »

« Ich weiß, ich weiß, » beschloss Abt Ruprecht das gefährliche Thema. *Unsere* Methoden sind anders, aber wir sind ja auch die Rückständigen ! »

Maximilian hob die Tischgesellschaft auf. Draußen warteten die Wagen für eine Fahrt ins Grüne. Die Klosterschüler gingen an ihre Küchenarbeit.

Des Kaisers Festkleid bei der Lichterprozession am Abend war eine Dalmatika aus weißem Linnen, mit nach spanischer Mode aufgeschlitzten Ärmeln, rotseidener Stickerei und einer Menge kleiner Knöpfchen als Zierat. Unter dem Barett wallte das Haar, der Nacken war stolz gereckt, die Haltung selbstbewußt. Um den Hals schlang sich die Kette des Goldenen Vließes. Die Dalmatika schenkte er nach der Prozession dem Kloster.

Einige Tage nach des Kaisers Wegfahrt standen die Knaben wieder auf der Brücke. Das Wetter war umgeschlagen, und es wehte ein scharfer, feuchter Wind von Westen.

« Ich gehe mit dir, Wind ! » sagte Ludolf.

« Laß dich nicht mit dem Winde ein ! » spottete Willibrord. « Steh fest auf der wohlgegründeten Erde ! »

« Geh ! Du kommst weit auf deinem Fleckchen Erde ! Keine Spur von Einsicht, wie die Welt geht und wozu der Mensch auf Erden ist, du Kind der weilenden Vergangenheit ! »

« Klostersteil ! Pfaffensack ! » pflichtete Konrad dem Freunde bei.

« Wäre ich nur im Kloster fest ! Ich wollte nichts weiter für Zeit

und Ewigkeit! Constanter et sapienter!»
«Spruchweisheit aus alten Schmökern! Geh!»

* * *

Unter den Schülern der schola canonica war eine Anzahl Söhne von Rittern, Edelknechten und Freien aus der Stadt und den Abteidörfern. Ihre Schulbildung war nicht so regelmäßig wie die der andern, sie fehlten öfters, wenn die Wege schlecht oder gefährdet waren. Denn die Burgunder hatten zwar dem Bandenwesen, das in den letzten hundert Jahren der luxemburgischen Dynastie geherrscht hatte, ein Ende gemacht. Aber Strauchdiebe tauchten doch noch überall auf, besonders verarmte Ritter mit ihren Spießgesellen, auch Zigeuner und anderes fahrende und gehrende[1]) Volk. Jeder Bauer ging noch bewaffnet ins Feld, und jedes Dorf hatte seine Palissadenwehr mit Graben. Selbst in der Stadt ging niemand ohne sein Hüftmesser aus, was öfters zu blutigen Händeln in den Schenken führte. Aber auch hier schufen die Gerichtspröbste allmählich größere Sicherheit.

Die drei Scholaren der weltlichen Schule, die bei Maximilians Besuch solche dauernden Eindrücke empfangen hatten, zählten zu den besten der Schule.

Ludolf, Sohn des Schmiedes Leonardy, war schön gewachsen und lebhaften Geistes. Er konnte schon lateinische Hexameter machen, wie andere eine Anekdote erzählten, und handhabte im Verkehr mit den Patres die Waffen der Logik und Dialektik.

Konrad Zeig, der Sohn des Klosterknechtes, war Ludolfs rückhaltloser Bewunderer und schien nur Licht durch ihn zu haben, als Satellit eines größeren Gestirns. Sein Geist war langsam, aber sein Wille stark, sein Wesen ausdauernd.

Willibrord Henckel, der Sohn des Krämers am Markte, handhabte die Fingersprache so virtuosenhaft wie Ludolf das Lateinsprechen. Sie war allerdings wichtig, denn nach der Dämmerung durfte in dem Kloster nicht mehr gesprochen werden, man behalf sich, indem man flüsterte oder die Finger zu Hilfe nahm. Willibrord war vernünftig und praktisch, dem Leben gewachsen.

Auf Ludolf und Konrad hatte der Besuch des Kaisers eine gewaltige Wirkung ausgeübt.

Das Echternach, in dem sie ihre Tage verbrachten, war noch in seine Benediktinerscholastik versunken: ein ewiges Käuen und Wiederkäuen, Latein, Rätselraten, Fingerspiel. Aber kein Griechisch, kein Hebräisch, keine Naturforschung; keine echte Quelle, nur umgeleitete und getrübte.

[1]) Alter Ausdruck für die Fahrenden.

Nun hatten sich ihren erstaunten Augen die Städte der Niederlande aufgetan, besonders aber Tirol und Wien, wahre Zauberorte. Frau Aventiure entflammte ihre Phantasie. Ritter konnten sie nicht werden, selbst fahrende Ritter nicht, denn diese bestanden nicht mehr, außer daß sie noch lange in phantastischen Büchern spukten. Die Welt des Orients war seit 1453 versperrt, Amerika war weit und unerreichbar. Aber die Welt der fahrenden Scholaren war in ihrer unmittelbaren Nähe. Von Helmbrecht hatten sie an zwei Abenden alles Wissenswerte über sie, wie auch über die weltlichen Schulen der Städte gehört: ‚Schützen' und ‚Bacchanten' taten sich zusammen, wanderten, sangen und bettelten. Man konnte die Schule nach Belieben wechseln. Dann kam die Universität: erst die ‚Deposition', mit ihren kuriosen Gebräuchen; dann auf langer Leiter die Grade der Universität, Fuchs, Bursch, Baccalaureus, Magister, Doktor. Es war ein Leben fürs Wissen. Viele verbrachten die Hälfte davon als fahrende Scholaren: ein Leben der Landstraße, wie das des Gesindels, der Ausgestoßenen, der fahrenden Leute, der heimatlosen Lungerer und Wegelagerer. Man konnte von Trier aus Anschluß haben, der Stadt, in welcher die geistlichen Orden schon so viele Züge nach Osten geleitet hatten.

Wohl hatten die Knaben schon öfters von zwei Luxemburger Humanisten gehört, die sich in westlichen Ländern hervorgetan hatten: dem Jesuiten Johannes Buslidius, der in Würzburg doziert hatte und im Jahre 1500 Erzbischof von Besançon und Kardinal geworden war, und dem Hieronymus Buslidius, dem Dozenten in Löwen und Stifter des dortigen Kollegiums der drei Sprachen.

Aber das Leben im Kollegium war Ludolfs Sache nicht. Der Geist der Landstraße hatte ihn ergriffen und ließ ihn nicht mehr los! Seine Phantasie war entzündet und malte ihm alles in lockenden Farben aus. Konrad ging in seine Ideen ein, Willibrord hielt zurück.

«Wollt ihr mit den vagierenden Mönchen und den Beginen auf den Landstraßen lungern?» sagte er ihnen einmal, als sie wieder auf der Sauerbrücke in die eiligen Wellen blickten. «Dann laßt euch die Krone scheren, sagt, ihr wollet Priester werden und sammelt bei den Bauern für ein Chorhemd. Oder ihr habt einen gelben Behang am Rocke, dann seid ihr aus dem Frau Venusberg, nennt euch Meister der sieben freien Künste, Schatzgräber, Teufelsbanner und macht dem Volke Experimente für Hagel, Wetter, Feuer und Ungeheuer. Schon allein die Leute, mit denen ihr euch auf der Straße trefft: Spielleute, Marktschreier, Quacksalber, Strauchdiebe und Zigeuner, pfui! die sind alle unehrlich und im Kirchenbann!»

« Wissen wir schon, Willibrord ! Aber die fahrenden Schüler haben auch ihre Genossenschaften mit festen Gesetzen. An die kann man sich halten und auf deine Unehrlichen pfeifen ! »

« Gut, Jungen ! Dann will ich euch was vorlesen, was der Trierer Altknecht den jungen Schmieden vorhält, die in die Brüderschaft der Schmiede aufgenommen werden[1] :

« Und wenn du deine Straße gehst, wirst du kommen an einen dürren Baum, darauf sitzen drei schwarze Raben und schreien : Er zieht dahin ! Er zieht dahin ! Du sollst deinen Weg fortgehen und gedenken : Ihr schwarzen Raben, ihr sollt mir keine Botschaft sagen ! Dann wirst du kommen an ein Dorf, an des End steht eine Mühle, die wird immer gehen und sagen : Kehr um ! Kehr um ! Du aber sollst fortziehen und sagen : Mühle, geh du deinen Klang, ich will gehen meinen Gang ! Und wenn du weiter kommst, da werden drei alte Frauen sitzen und sagen : Jung Gesell, weich von dem Wald, die Winde wehen sauer und kalt ! Wenn du nun weiter läufst, wird der Wald finster und ungeheuer werden und kein Weg daraus und dir wird zu gehen sehr grauen. Die Vöglein werden singen jung und alt, der Wind wird wehen gar sauer und kalt, die Bäume die gehen die Winke — die Wanke, die Klinke — die Klanke, mit Brasseln und Brausen. Da wird es sein, als wollte alles über den Haufen fallen, und du wirst gedenken : Ach wär ich doch daheim bei der Mutter geblieben ! »

* * *

An einem Sommermorgen rissen Ludolf und Konrad aus und wurden Vaganten. Sie lagen nachts auf Bänken, in Heustadeln und Zelten, unter Wagenplanen, Dächern und Brücken, hatten Läuse dick wie Hanfsamen, zerrissene Strümpflein, keine Schuhe, kein Barett, ein Jäcklein ohne Falten. Sie sangen um Brot, musizierten und bettelten, sahen Garten- und Feldfrüchte als das Ihrige an, stahlen auch wohl hin und wieder ein Huhn, eine Gans oder eine Ente, aber das war schon gefährlicher.

Es war eine taumelige Zeit.

Ein neuer Himmel, eine neue Erde hatten sich der Menschheit aufgetan. Neue Gedanken, neue Gefühle griffen Platz. Reuchlin in Köln schrieb gegen die Ketzerrichter und Judenverfolger, Luther gab ihm darin Recht. Hutten verschonte weder Staat noch Kirche.

Ludolf und Konrad hatten sich der Donau entlang bis nach Passau durchgeschlagen, den Lateinschulen nach, die jeweils am

[1] Gustav Freytag, Bilder aus deutscher Vergangenheit, II 118—119.

Stift oder im Kirchspiel einer großen Stadt waren. Dort starb Konrad im Siechhaus.

Ludolf hatte es bis zum Baccalaureus gebracht und wurde Präzeptor auf einem Schloss in Bayern. Dort wollte er Geld sparen zur Erwerbung weiterer Grade an der Universität : des Magister- und dann des Doktortitels, nach denen sein Sinn stand.

* * *

Es war einige Jahre nachdem Luther seine Thesen am Kirchenportal in Wittenberg angeschlagen hatte. Ludolf wurde von seinem Herrn, dem Ritter Diebold, in geheimem Auftrag nach Innsbruck und Wien geschickt. Zwei Knechte begleiteten ihn. Endlich sah er das Land Maximilians, nach dem er sich gesehnt hatte, seit es im Bilde seine Phantasie beflügelt hatte. Wien war nicht mehr ferne!

Da trafen sie auf eine Schar empörerischer Bauern. Die Knechte liefen zu ihnen über, Ludolf weigerte sich, mit ihnen gemeinsame Sache zu machen. Da Ritter Diebold bei den Aufrührern verfehmt war, wurde sein Sendling erschlagen und sterbend am Wege gelassen. Tags nachher scharrte ihn jemand ein.

Das Abenteuer hatte sein Siegel auf des strebsamen Jünglings Stirn gedrückt, aber das unerbittliche Fatum setzte dsa seinige hinzu.

Von den letzten Schicksalen der Vaganten erfuhr Willibrord, jetzt wohlbestallter und gottesfürchtiger Mönch in Echternach, durch einen Brief, den Ritter Diebold ans Kloster schickte.

Er selbst saß feist und fest auf der wohlgegründeten Erde, ein Weiser in seiner Art, inmitten einer stürmenden Welt.

Der Alchemist von Pfaffental

Zeit Karls V.

IEMAND fühlte sich so recht warm im Verkehr mit dem «Alchemisten».

Gaspar Fendt war zwar in der Eligiusbruderschaft und in der Sebastiansgilde, führte sein kleines Schreinerhandwerk mit dem bißchen Feldbau, hatte sogar die Münsterschule besucht und konnte lesen und schreiben.

Aber seine dichten schwarzen Brauen gingen oben zusammen, und das, tuschelten die alten Weiber, konnte Nachtmahr verursachen, wenn er nur jemand darauf anschauen wollte, dem er aufsässig war. Denn dann flog ein kleiner, weißer Falter heraus und setzte sich einem auf die Brust, daß man keuchte und stöhnte. Ja, eine Alte, die selbst im Geruch war, eine « Zaubersch » zu sein, flüsterte herum, er könne einem den Schatten nehmen und das Spiegelbild rauben, wenn er in seinem Zimmer die schwarze Kunst pflegte. Oder er könne mit einer Rute aufs Wasser schlagen und die Wassergeister heraufrufen. Oder mit einer Haselgerte in Gaffelform die Schätze des Bodens aufdecken. Mit dem Schwarzen im Bunde sei er allenfalls. Ihr selbst habe er einen Donnerkeil aus glänzendem schwarzen Stein geliehen, der Schlaf bringe und vor dem Blitz schütze.

Der Schreinermeister ließ sich das Geschwätz der Vorstadtbasen wenig anfechten. Zu Hause hatte er ein Raritätenkabinett, das seine freie Zeit ganz in Anspruch nahm, das niemand betreten durfte außer ihm, und von dem ebensoviel Spukhaftes berichtet wurde wie von seiner schwarzen Kunst. Alles Absonderliche, das er ergattert

hatte, war darin aufgestapelt. Von der Decke hing der Strick eines Gehängten. Retorten und Mörserkeulen glimmten abenteuerlich auf einem Tisch im Hintergrunde, auf dem auch Hufeisen und ein Pferdekopf lagen. Auf einem zweiten grinste ein Totenschädel. An der Wand hing ein Astrologenrock mit den Zeichen des Tierkreises. Im Wandschränkchen hielt er ein Kräuterbuch versperrt, aus dem er seltsame Heilmittel gelernt hatte. Der Alraunwurzel hatte er allerdings noch nicht habhaft werden können, fahndete aber danach. Auch die schwarze Kunst wußte er nicht, obwohl ihm der Sinn darnach stand : wie gern hätte er den Ritter Volland beschworen und von ihm den Bratpfennig oder den spiritus familiaris erbeten, oder das unsichtbar machende Vogelnest, bei dem man nur den Schatten der Person sah, die es trug!

In ihm war die große Neugierde des Jahrhunderts der Reformation. So verkehrte er auch mit Vorliebe mit zwei Fremden : einem Deutschen, der als reisender Kaufmann zur Zeit Maximilians gekommen war und sich mit Bewilligung des Magistrats in der Vorstadt Grund niedergelassen hatte, und einem spanischen Soldaten der Besatzung, der in der Vorstadtschenke neben seiner Werkstatt verkehrte und, wurde gemunkelt, der Wirtin den Hof machte.

Der Deutsche Balzer oder Balthasar, man wußte nie recht wie der Name geschrieben wurde, mußte schon weit in den Fünfzigern stehen und hatte keinen Anhang. Er war immer förmlich in der Kleidung, im Gehaben und in der Rede. Aber seine Seele schien formlos zu sein, nach den runden, ausdruckslosen Augen, der immer fliessenden, oder eher schwimmenden Rede und seinem beständigen Vermeiden jeder direkten Aussprache über irgend ein Thema zu urteilen. Dabei war er beständig hilfsbereit und stand über alles und jedes mit einer Auskunft zur Hand : der Gesellige oder Gesellschaftliche, der überall zu Hause war, anschmiegend und ansaugend. Als Kaufmann, der mit Tuchwaren auf Messen zog, kam er allerdings weit herum. Es hieß, er sei Protestant und aus dem Mansfeldischen gebürtig, wie Ernst Peter Mansfeld, der große Kriegsheld, der jetzt soviel in Brüssel galt ; jedenfalls habe er auf dessen Empfehlung die Erlaubnis erhalten, sich in Luxemburg niederzulassen. Der Protestantismus hatte, besonders seit der Verbreitung der kalvinistischen Lehren im Westen, ganz neue Ansichten über Handel, Gewerbe und Geldverleihen, auch über den Nationalstaat, die Freiheit des Geistes, des Buches und der Forschung aufgebracht. Über diese Sachen sprach sich Balzer bei Fendt ganz aus, entgegen seiner Gewohnheit vorsichtigen Zurückhaltens. So lobte er ohne Einschränkung die Schleidener Sturmius und Sleidanus, Luxemburger Humanisten, die

zum Luthertum übergetreten waren und offen in den Kampf der Geister eingriffen. Im Gegensatz zu ihnen, fügte er hinzu, kämpften die Luxemburger Mameranus, Geheimschreiber Karls V. und Latomus von Arlon ebenso freimütig und heftig für den Katholizismus. Einmal war die Rede von den Ansprüchen der Franzosen auf Luxemburg, die Franz I., Karls V. unermüdlicher Gegenspieler, jetzt wieder geltend machte. Fendt äußerte sich nicht, da seine Gedanken auf anderen Geleisen liefen und er weder die Franzosen noch die Spanier recht leiden mochte. Aber Balzer gab geläufig die Gründe an, die Franz I. ins Feld führte, und denen bald die schärferen des gezückten Schwertes folgen sollten.

Der Spanier Jeronimo, von den Luxemburgern Gronimo genannt, hörte sich gern Don Jeronimo nennen, mit dem Anruf des spanischen Adels, obwohl er nie den Beweis für seine Zugehörigkeit zu diesem liefern konnte. Jedesmal wenn er in die Vorstadtschenke kam, steckte er im Vorbeigehen seinen bärtigen Rundkopf in die Werkstätte Gaspar Fendts, ohne viel Worte, aber immer auf Neuigkeiten und auf den Ab- und Zugang beim Schreinermeister bedacht. Wenn Balzer dort weilte, ging der Spanier möglichst unbemerkt vorbei. Es war wie etwas Unausgesprochenes zwischen beiden, das eher auf schweigende Übereinkunft als auf Feindschaft deutete, denn in der Öffentlichkeit grüßten beide sich nach ihrer Länder Art, sogar noch feierlicher als sie es in Gegenwart von Luxemburgern taten, deren Geringschätzung für alles Zeremonielle ihnen bekannt war. Meister Fendt legte sich des Spaniers Schweigsamkeit bei solchen Gelegenheiten so zurecht, daß Geronimo wenig Französich sprach und nur gebrochenes Deutsch, und daß beide Sprachen in seinem Munde leicht komisch vorkamen, mochte er sagen was er wollte. Anders war es, wenn der Soldat mit Fendt allein war. Dann erzählte er, zwar mit Akzent, aber meist ohne viel zu stocken, von Columbus, Pizarro und Cortez, von Kaiser Karl V. und den Mohrenländern Tunis und Alger. Dann war Fendt ganz Ohr, grade wie wenn Balzer von Buchdruckerei, Reformation und freier Forschung anfing. Und es dämmerten ihm in seinem entlegenen Tal die Wunder der damaligen Zeit auf, der größten und wunderbarsten seit der Blüte Griechenlands. Mit seinem unauslöschlichen Wissensdurst wollte er, der Bescheidene, auch daran teilhaben!

Es sickerte ja in der kleinen Stadt durch, daß Gaspar sich mit allerhand zu schaffen machte, was oben als mißliebig galt. Aber seine niedere Stellung, seine nahe Verwandtschaft mit einem Ordensmitglied und seine Freundschaft mit dem Spanier ließ über vieles hinwegsehen. Damals, wie zu allen Zeiten, deckte die fremde Besat-

zung und ihr Troß, an denen sich die Bürgerschaft wie Milben an einem Rosenstock nährte, alles, was mit ihr befreundet war oder nur den Anschein davon hatte.

Sicher war auch, daß mit der spanischen Herrschaft zwar der Geist in spanische Stiefel eingeschnürt worden war, aber daß zu gleicher Zeit das Monopolwissen der Abteien Münster, Echternach, Orval, Prüm und St. Hubert am Abbröckeln war. Die Laien wußten jetzt auch, und ihr Wissen hatte den großen Kampf mit Rom und der Scholastik aufgenommen!

Gaspar plante, tiftelte, bildete sich die Welt. Frau und Kinder gingen ihren Weg. Die Frau, welche gegen alle Gewohnheit ihres Geschlechts ziemlich einsilbig war, hatte viel durch das Gespräch der kleinen Vorstadt zu leiden und machte sich desto eifriger und angelegentlicher mit der Kirche zu schaffen.

* * *

Es war zur Zeit der Kriege von Karl V. und Franz I. von Frankreich um das Herzogtum Luxemburg.

Schon im Jahre 1521 hatte der französische König ein Stück davon an sich gerissen. Aber sein Anspruch ging aufs Ganze: Louis d'Orléans[1]) habe das Land durch Kauf erworben, behaupteten er und seine Legisten; die burgundische Okkupation und alles, was aus ihr erfolgt sei, müsse also als unrechtmäßig angesehen werden, da das Land der französischen Krone gehöre.

Als dann Karl im Herbst des Jahres 1542 Unglück vor Alger hatte, betrieb Franz die große Koalition gegen ihn. Schweden, Dänemark und der Sultan schlossen sich ihm an.

Bereits um die Zeit, wo die Prozessionen zum hl. Schetzelo nach Altmünster kamen, rückten die Franzosen bedenklich näher. Landvolk flüchtete mit seiner Habe in die Hauptstadt. Der Ring schloß sich bald. Während der Jahre 1542—44 wurde die Festung viermal berannt und erstürmt, so sehr wogte das Kriegsglück hin und her. Den Franzosen gelang ein kurze Eroberung im September 1542 und eine längere im September des folgenden Jahres. Ende September 1543 hielt Franz I. mit dem Dauphin und einem glänzenden Hofstaat seinen Einzug in die Festung. Aber schon im Mai des folgenden Jahres mußte diese Besatzung vor dem Angriff der Kaiserlichen kapitulieren.

Während dieser zweiten französischen Eroberung wurde Altmünster geplündert und teilweise verbrannt. Die Leiche Johanns des

[1]) Der spätere König Karl VII.

Blinden, welcher für Frankreich gestorben war, wurde vorher in das Franziskanerkloster der Oberstadt gebracht.

In einer Nacht wurde Fendt eilig von seinem Bruder in die Abtei Münster gerufen. Auf Weisung des Abtes sollten beide das Beste des Votivschmucks und die Reliquien in eine längst vorbereitete Krypta bringen, zu der man nur durch geheime Gänge gelangte. Am folgenden Tage sollte Gaspar dort noch eine Tür anbringen. Aber Brand und Zerstörung wüteten, die Brüder mußten flüchten, und Gaspar, der als letzter entwich, rettete nur mit Mühe das nackte Leben.

* * *

Die Franzosen zogen ab, und der Friede von Crespy machte den Feindseligkeiten ein Ende. Mit der Besatzung war Balzer verschwunden, wie weggeblasen. Es hieß, er sei ein Agent in französischen Diensten gewesen, und das war wohl möglich. Denn Franz I., der in Frankreich die Hugenotten unterdrückte, war in offenem Bündnis mit den protestantischen Fürsten in Deutschland, da alles, was seinem Haß gegen Karl V. dienen konnte, ihm willkommenes Werkzeug war. Von Trier aus hatte der Protestantismus Anstrengungen gemacht, sich auch in Luxemburg festzusetzen, allerdings mit geringem Erfolg.

Unter der Franzosenherrschaft hatte Gaspar seine Liebhabereien ziemlich eingestellt. Die Soldaten, die bei ihm einquartiert gewesen waren, hatten über seine Raritäten gelacht.

Aber jetzt, wo geordnetere Zustände eingeführt wurden, und für 1545 der Besuch Karls V. in Luxemburg angemeldet wurde, wehte ein anderer Wind. Man stellte Fendt wegen der Reliquien zur Rede. Es war ihm, wie auch seinem Bruder und dem Abt, der mittlerweile an die Gründung eines neuen Klosters in der Vorstadt Grund dachte, unmöglich, in den verschütteten Gängen den Weg zu der Krypta wiederzufinden. Die Brüsseler Regierung sah auch zunächst keinen Grund, die Reliquien und Votivschätze, zugleich mit den Gräbern der alten Fürsten, wieder ans Licht zu bringen und so den Sinn der Bevölkerung auf ihre alte Geschichte zu lenken. Es wurde keine Nachgrabung gemacht, und die Sache schien in Vergessenheit zu geraten.

Doch seit 1551 tagte in Brüssel das Inquisitionstribunal. Überall waren seine Emissäre an der Arbeit. Je älter Karl V. wurde, desto schärfer bestand er auf der Annahme des Tribunals in allen Provinzen, wenn auch einige ihm bis zuletzt Widerstand leisteten. Als Ketzerei galt einstweilen noch nicht der Protestantismus an und für sich, sondern nur das Bekenntnis zum Anabaptismus, verbunden mit Verschwörung gegen den Staat.

Eines Morgens wurde Fendt von den Häschern gepackt und in den Hexenturm gesperrt. Er hatte seine Zaubergegenstände längst zerstört. Aber man sagte ihm nach, daß er bei der französischen Eroberung in der Münsterabtei gewesen war, und daß Kleinodien in seinen Händen gesehen worden waren. Alles was gegen ihn geredet worden war, wurde vorgebracht. Dann lag eine Notiz Gronimos vor, der im spanischen Geheimdienst gewesen war : er habe viel Verkehr mit Balzer, einem französischen Agenten, gepflogen ; man müsse ihm aufpassen. Denn da er insgeheim Alchemie betreibe, sei er auch anderer Vergehen verdächtig.

Es war nicht viel, aber die Inquisition wollte Opfer haben : die Nützlichkeit der Einrichtung mußte dokumentiert werden, der Apparat durfte nicht rosten.

Fendt wurde nach Vilvorde geführt, da die Vergehen, deren er angeklagt wurde, der kirchlichen Autorität unterstanden. Der Staat war ja nur das Werkzeug für die Ausführung der kirchlichen Beschlüsse. Der Inkulpat wurde auf die Folter gespannt, und Folter mit spanischen Instrumenten war schon fast gleichbedeutend mit Geständnis und Todesurteil. Es wurde auf Feuertod erkannt, seine Güter wurden eingezogen. Der König erbte.

Auf Fetschenhof wurde er in ein San Benito[1]) gehüllt, mit einer spitzen Mütze auf dem Kopfe, und feierlich verbrannt und seine Asche in alle Winde gestreut. Frau und Kinder wurden als Angehörige eines Häretikers der Armenpflege überwiesen. Das war das traurige Ende des « Alchemisten ».

[1]) Hemd, mit dem die von der Inquisition zum Tode Verurteilten bekleidet waren.

Das Leid der Kreatur

1554.

IM Sommer des Jahres 1554 befand sich Karl V. für eine Nacht an der französischen Grenze in der Abtei Orval, dem größten der luxemburgischen Klöster. Er war im Begriff, an der Maas ein großes Heer gegen Heinrich II., König von Frankreich, auszuheben, der die Südniederlande verheerte, um für die Freiheit der deutschen Protestanten zu kämpfen. Da der Marschall van Rossem eben gestorben war, hatte der Kaiser den 22jährigen Wilhelm von Oranien mit dem Oberkommando betraut und glaubte, trotz seiner angegriffenen Gesundheit, überall nach dem Rechten sehen zu müssen.

Der Herrscher schickte seine Leibgarde zurück, mit der Weisung, ihn am nächsten Tage abzuholen, und blieb mit seinem Kutscher, seinem Leiblakaien und seinem ersten Koch im Kloster. Denn er hatte gehört, daß es dort ausgezeichnete Karpfen gab, und ein Gericht davon ließ er sich, als erlesener Feinschmecker, zum Abendessen herrichten. Er genoß ein Glas Weißwein dazu und verweigerte, wegen seines rebellischen Magens, alle andern Genüsse der Klosterküche.

Dann bat er den Abt, ihn auf eine Stunde allein zu lassen; er würde sich in den Gärten und Anlagen zurechtfinden; gegen neun würde er sich dann zurückziehen.

Karl ging mit einem Gefühl der Erleichterung in den Sommerabend, der durch eine späte und immer noch warme Sonne verklärt war. Er spazierte um die Weiher herum, die, langgestreckt, zu beiden

Seiten von Pappelalleen besäumt waren. Sie waren voll Karpfen, Schleien und Barsche, aber auch, da die Kriege mit Frankreich mit Unterbrechungen schon seit 1521 dauerten, teilweise vermoort, mit Gras bewachsen und voll Frösche.

Der mächtige Herrscher des Westens war in Gedanken versunken. Seine kühlen blauen Augen blickten ins Leere. Kaum merkte er die Schönheit des sanft verglühenden Abendhimmels über der langgestreckten, wie in ihre Bäume versunkenen Abtei.

« Meine Seele ist wie Gras, das lange unter Steinen gelegen hat, » murmelte er, « gelb und knittrig, unfähig sich aufzurichten. »

Da hatte er ein unscheinbares Erlebnis, wie er es sein Lebtag nicht gehabt hatte.

Einige Meter vom Land sah er eine weiße Motte auf dem Wasser des Weihers strampeln. Etwas Alltägliches. Wäre sie auf seinem Weg gewesen, so hätte er sie ohne weiteres Nachdenken zermalmt.

Hier sah er ihr eine Weile zu.

Sie war mit den Krallen im Wasser, der Rest des Körpers blieb infolge seiner mehligen Natur noch unberührt.

Sie lief auf dem Teich wie ein Wasserkäfer, ohne Unterlaß, in hastigen Rucken, besonders auf die vielen Gräser zu, die sich längs der Oberfläche schaukelten, ohne sich über sie zu erheben. Wenn sie an den langen Stengeln abgeglitten war, endete sie wieder im Wasser. Aber jedesmal kam sie dem Ufer etwas ferner. So war sie wahrscheinlich verloren. Es war nur die Frage, wie lange sie es aushalten würde. Der Kaiser, der ihr eine Weile zugesehen hatte, bekam ein Interesse daran, wie der Kampf des Tierchens ausgehen würde. Es kämpfte, die Wasserkäfer liefen neben ihm, die Frösche quakten, die Schwalben schossen hin und wieder : das banalste Geschehen.

Karl hatte Armeen kämpfen und Menschen zu Tausenden sterben sehen. Das war eben eine Notwendigkeit. Er war nie gefühlvoll gewesen. Jetzt war er interessiert und wach. Er dachte dem Insekt zu helfen.

Eine Stange war nicht da. Er warf das Ende eines Zweiges, den er von einem überhängenden Strauche brach, zu ihm ins Wasser, aber der versank. Ein Grashalm mit vollem Büschel, den er dann über die Oberfläche schoß, kam nicht hin, da das zappelnde Wesen schon weiter weg schwamm. Das Wasser war tief und moorig, der Helfer konnte keinen Schritt hinein tun. Die arme Kreatur mußte sterben.

In dem kaiserlichen Samariter regte sich jetzt ein anderes Gefühl. Er war es ja Jahrzehnte lang gewöhnt gewesen, daß seinem Willen kein Widerstand geleistet wurde ! So verbiss er sich in sein Hilfswerk.

Eine Strecke weiterhin lag ein rundes Papier auf dem Wasser. Wenn die Motte das erreichte! Aber der Wind trieb es ab. Ihr Kribbeln war jetzt schon zu einem Taumeln geworden. Wenn sie in freiem Wasser war, liefen kurze schnelle Kringeln von ihr ab. Sie drehte schon im Kreise, statt sich vorwärts zu bewegen.

Karl hatte eine Idee. Er brach ein ganzes Büschel Gras, packte es zusammen und schoß es geschickt in die Nähe des um sein Leben ringenden Tierchens. Hätte er das gleich am Anfang getan, so war es gerettet gewesen! Aber jetzt sah es die Rettungshalme nicht und drehte im Kreise. Schon rastete es länger als vorher, und seine Anstrengungen waren kürzer. Andere Büschel, die nachkamen, merkte es ebensowenig.

Zuletzt bemerkte der Kaiser, der aufgeregt wurde, Steinchen im Hang hinter sich. Sie lagen in einer Böschung von Alluvionssand und sahen aus wie kleine Knochen. Mit diesen warf er so, daß die Kreise, welche sie beim Einsinken erregten, das Tier auf die rettenden Büschel zutreiben mußten. Er traf gut, jenseits des gefährdeten Körpers, und trieb ihn so zum Lande hin.

Aber schon wurde die Motte starr. Bald lag sie regungslos mit ausgebreiteten Flügeln auf dem Wasser.

Karl ging langsam weiter. «Ich hätte nicht gern, wenn jemand das gesehen hätte!» murmelte er. «Helfen ist nutzlos. Die Welt ist voll Pein. Auch habe ich nie versucht, Menschen in Not zu helfen. Ich hätte Hunderttausenden das Leben retten können.»

Er strich sich den fahlen kurzen Bart, der anfing, graue Strähnen zu zeigen.

«Vielleicht auch einer halben Million.»

Er schauderte plötzlich.

«Wär ich allein gewesen! Aber ich war Kaiser und hatte ein hohes Amt. Vor Gott!»

Er erinnerte sich der Politik, die er in dieser Stunde hatte vergessen wollen.

«Deutschland hat sich verloren wie dieses Tierchen. Ich hätte es retten müssen. Auch dieses Land drehte im Kreise und sah zuletzt nicht mehr, was ich ihm zur Rettung bot.»

Er wurde heftig.

«Philipp nicht als Kaiser anerkannt! Luther und sein Protestantismus Sieger über mich! Über *mich*! Ich will nicht! Ich will nicht!»

Er sann und stieß die volle Unterlippe vor, wie auch das vorspringende Kinn mit dem kurzen fahlen Vollbart.

Dann griff er in die Tasche und besah sich eine Anzahl schön in Gold gefaßter Gegenstände, die er immer auf der Reise bei sich

trug. Es waren : ein blutstillender Stein ; Knochenringe, die er gelegentlich gegen Hämorrhoiden an den Mittelfinger steckte ; ein blauer Stein gegen die Gicht ; neun Fingerringe gegen Krämpfe ; der Magenstein eines Wiederkäuers, geädert wie Achat.

Er steckte sie wieder ein und sagte leise, vertrotzt und schwermütig ins Leere blickend : Vanitas vanitatum !

* * *

Im folgenden Jahr legte Karl die Kaiserkrone nieder und zog sich in das Kloster San Just zurück. 150 Leute seiner Suite zogen mit ihm dort ein, und es gab in den drei Jahren, die er noch lebte, keine politische, religiöse oder gastronomische Frage von Belang, an die er nicht rührte, und in der sein Sohn und Nachfolger ihm nicht die Entscheidung überließ. Die Gebärde eines Herrn der Welt konnte der abgegangene Cäsar nicht lassen !

Inhalt des ersten Bandes

	Seite
Auf der Vorzeitburg (statt eines Vorwortes)	5
Abendgesellschaft im Jahre 53 v. Ch.	7
Germanenfahrten	21
Fränkische Küche	29
Willibrord und Aidan	37
Die Haimonskinder	43
Lohengrin und Belaye	47
Siegfried und der Kirchherr von Weimerskirch	51
Konrad der Büßer	57
Vor den Toren	63
Gerwin und Gertrude	67
Tod und Beisetzung des Heiligen Schetzelo	75
Der Jongleur	83
Ermesinde und Jakob der Prädikant	89
Yolanda von Vianden	95
Knappe Bodo von Zolver und die Dame von Falkenstein	103
Krickelborn und das große Weltgeschehen	105
Die Templer in Hesperingen	113
Balduin und Dante	119
Länderspiel ‹ Pfänderspiel	127
Crécy	137
Die Tote Frau	151
Drei Scholaren	161
Der Alchemist von Pfaffental	173
Das Leid der Kreatur	179